

Das Wilde

Es war schön, und ganz plötzlich, mit dem
Grenzübertritt
Kommt etwas Wildes, Wildheit dazu
Hinter sehr hohen tiefrosafarben blühenden
Stauden
Neben dem kaum wagenbreiten Straßenband
Das Warten auf die Fähre – und zum
Zeitvertreib
Nach langem wieder einmal dunkelbraunes
Kofola – vom Fass
In der Stadt hinter alten Zäunen scharrende
Hühner
Schöngewesene Häuser, und viele blinde
Fenster
Später auf dem Marktplatz Bier und etwas zu
essen
Und die ganz schüchterne Alleinreisende, die
sich,
einen Finger zeigend, zu mir an den Tisch setzt
Es dauert nicht lange und die Schüchternheit
schwindet
Sie kommt aus Bayern, und letztes Jahr
Habe es hier drei Tage durchgeregnet
Sie wohne am Campingplatz, dort unten, gleich
dort unten
Und ihre Eltern stammen von hier ab, doch sie
habe mit der Geschichte nichts zu schaffen
Ob sie ein Gefühl der Zugehörigkeit habe,
dennoch? – Nein, der Ort
sei bloß sehr nah, gut zu erreichen –
Ein wenig verliert sich das Wilde, das ich so
stark empfand, hier,
auf dieser Terrasse am Stadtplatz
Und dann noch ein Schweizer, der gern redet
und gern fragt,
aber keine Antwort versteht – schwerhörig –
und immer so tut, als wäre es
Schuld des anderen: »Was? Jaja.«
Die beiden erzählen – mir? sich selbst?
Noch einmal: Im Vorjahr habe es hier drei Tage
durchgeregnet! Und auch jetzt so kühl!
Ich könnte gehen
Worauf hoffen die beiden, die in mir Satz für
Satz wieder
jemanden suchen, den nicht ich und nicht
einmal sie selbst kennen?

»Jetzt fange ich auch nicht mehr damit an,
Stifter zu lesen...«
Und eben war er noch am Wolfgangsee und
davor
Da unten – in Kärnten – am Ossiachersee
Und davor ...
Die begrenzte Zeit steht zur Verfügung
Sie ist es, die mehr hofft, denke ich, als ich
mich endlich verabschiede
Am meisten hofft von allen auf dieser
kurzzeitig deutschsprachigen Insel
Aber mir bleibt das Wilde.

Kleiner Schönberg

Früh am Morgen: Stille
 Und langsam erste Vogellaute
 Als wir ankamen, waren wir nicht die ersten,
 viele Wagen parkten halb auf der Straße, halb
 auf dem Gehsteig
 Als bunte Perlenkette aus Blech (und die
 Kennzeichen wiesen sie als von weither
 stammend aus)
 Rasch der Aufstieg, nach wie vor war es still,
 es hatte geregnet, und immer wieder glitten
 wir auf dem steilen Pfad aus
 Zunehmend unangenehmer Geruch, der zu
 Gestank wurde,
 und dann war plötzlich die Quelle da:
 ein junger dicker Mann, rastend
 das Gesicht abgewandt, und schwer
 schnaufend
 Den Gruß erwiderte er nicht
 Es war hell und wurde immer heller
 In diesem Schweigen
 Kaum länger als eine Stunde, und wir waren
 oben, Blick weit über alles
 Ein paar andere auch. Und wir setzten uns –
 nichts weiter. Tranken Wasser und
 schauten.
 Sonne. Erst nach und nach hörten wir, was
 geredet wurde von denen, die da Dosenbier
 tranken und
 Sich so vom Vortag erholten, der wild gewesen
 sein musste. Sie waren müde,
 aber sie redeten von den Kisten Bier, und waren
 sich auch nicht mehr sicher,
 ob sie nun eine zu zweit oder ob jeder eine
 geleert hatte:
 »Auf der Baustelle waren es schon vier Bier,
 nein, fünf – und später, zu Hause, hab' ich
 mir noch zwei *gemacht* ...«
 »Iss doch was!« – »Nein, ich kann wirklich
 noch nicht!«
 Ein Sonntagmorgen, und es war wie früher, als
 blickte ich in die Vergangenheit, als ich
 noch hier lebte und sonntags Fußball
 spielte
 Auf dem Abstieg, knapp vor dem Gipfel, trafen
 wir wieder auf den Dicken.
 Er stand da wie zuvor, wie schon angelangt,
 und wieder das Gesicht abgewandt.
 Jetzt grüßte er, von sich aus, ohne sich zu
 bewegen,
 mit sanfter, fast zärtlicher Stimme, und fünf
 Schritte weiter
 Hing sein weißes Leibchen auf einem
 Lärchenast

Wir waren bald wieder unten.
 Bevor das Unwetter kam und meterhohe
 Wellen aus dem See wühlte,
 Schwammen wir noch darin, und auf der Wiese
 neben uns lagen auf ihren Ellbogen zwei
 fremde Mädchen
 Und auch das war wie früher.

Zeiger

Ein Gehen durch Menschen ist es
Und ich gehe, verloren, durch Menschen
Und jetzt, und jetzt, und jetzt
Immer verlorener
Als vierter Zeiger einer Uhr
Sie, gesichtslos, machen dir ein Gesicht
Darfst du aber hoffen, ihnen
eines zu machen?
Als Schatten auf einem Lid
Hauch in einer Strähne (einem Flaumhaar)
Zittern im Mundwinkel?
Manchmal hoffst du, und manchmal
fürchtest du
Nämlich auch das Vorwärtsgen
hin zu neuen
zum neuen Menschen
Hoffnung: in irgendeinem Moment nicht mehr
hindurchzugehen
Und Furcht: auf einem Fließband zu stehen
(Oder Vorwärtsgen in endgültige
Einsamkeit?)

Wenn alles weit zurückliegt
Holst du es – manchmal – hervor
Betrachtest es
Und weinst – tränenlos –
Über das, was nicht mehr sein wird
Und deshalb niemals war
Geh weiter, als verlorener vierter Zeiger
einer Uhr.

Reinhard Kaiser-Mühlecker
Geboren 1982 in Kirchdorf an der Krems.
Schule in Eberstallzell und Wels. Er schreibt Erzählungen, Gedichte und Romane.
Veröffentlichungen:
Der lange Gang über die Stationen, Hoffmann und Campe, Hamburg 2008; *Magdalenaberg*, Hoffmann und Campe 2009; *Wiedersehen in Fiumicino*, Hoffmann und Campe 2010; *Rotter Flieder*, Hoffmann und Campe 2012.
Auszeichnungen:
Stipendiat des Herrenhauses Edenkoben 2007; Förderpreis der Juergen-Ponto-Stiftung, Hermann-Lenz-Stipendium 2008; Österreichisches Staatsstipendium für Literatur 2008; Buch. Preis der Arbeiterkammer und des Linzer Brucknerhauses 2009; Stipendium des Landes Niedersachsen-Künstlerhof Schreyahn 2011.

RÄTSEL RATEN

1. EINE AUSSER IRDISCHE
MIT 3 AUGEN
2. EINE KARRE DIE
SHAKESPEARE LEST
3. EINE GOLDENE HANDE
ODER DER GLANDE AN
FRIEDE, FREUDE, EIER KUCHEN
WO IST NUR DAS GLÜCK
ZU SUCHEN? MÖGLICH!
⇒ ALLES IST



5. MW 2012

steine am meer

SI.SI. Klocker

Geboren 1967 in Bregenz als Elisabeth Klocker. Studium an der Hochschule für Angewandte Kunst in Wien sowie der Theater- und Filmwissenschaft. Sie arbeitet in den Bereichen Performance, Show, Video, Fotografie, Literatur, Malerei und Chanson. Sie schreibt Kurzprosa, Romane, Theaterstücke und Chansontexte. Bühnenauftritte mit dem Chansonprogramm »Kaiserin SI.SI. von Europa«. Gründungsmitglied der KünstlerInnen-gruppe CABINET 9. Diverse Publikationen in Literaturzeitschriften und Anthologien. Sie lebt in Wien und Berlin. Veröffentlichungen: *Grete Gulbransson – Leer- und Wanderjahre einer Dichterin*, edition das fröhliche wohnzimmer, Wien 1998. Auszeichnung: 3. Short Film Award bei den VIS (Vienna Independent Shorts) 2007.

er bleibt am fenster bis zur stunde am nachmittag. bis sie wieder über dem strand schlurft. ein farbiges kopftuch, fest unter dem kinn geknotet. ein regenmantel in grau. viel zu groß für sie. viel zu warm für die jahreszeit. braune männerschuhe. gebeugt späht sie in den sand. ihm scheint, daß sie heute besonders sorgsam sucht.

er verläßt seinen platz am fenster und läuft aus dem haus. beinah atemlos erreicht er die frau. sie nickt, als treffe sie einen alten bekannten. ihre rechte hand zeigt auf die erde.
– um diese stunde sind steine gesprächig.

– steine?

er sucht ihren blick, vergebens. jetzt ist sie auf pirsch, nimmt witterung auf. mit den klobrigen schuhen wühlt sie im sand und schlägt eine kleine masse weg. den stein hebt sie auf und hält ihn gegen die sonne. die brandung und die zeit haben ihn rundgeschliffen. sie legt ihn auf die handfläche, schließt die augen und drückt ihn fest in der faust.

– du glaubst nicht, daß auch steine ihre zeit haben?

mit geschlossenen augen fährt sie fort.

– du bist der schöne mann, der am fenster sitzt und meine schritte verfolgt.

ob sie angst vor ihm habe, fragt er.

sie wendet ihm das gesicht zu. eine große nase. volle lippen. braune augen, sehr junge augen.

– ich habe keine angst, mein freund.

den worten schickt sie ein lächeln nach.

mit dem stein in der hand geht sie umher, er neben ihr; als kenne er bereits ihren schritt.

sie bleibt stehen und faßt seinen arm.

– ich habe kein vertrauen zu fischen. steine sind aufrichtiger.

er genießt den griff und schweigt.

– ich suche einen, der zuhören kann.

die hand streichelt den ärmel.

– zu hause erzähle ich ihnen von mir.

sie gehen weiter.

– in meinem haus kann ich vom gast erwarten, daß er zuhört. wieder bleibt sie stehen und starrt ihn an.

– sagten sie gast?

– glaubst du, steine verstehen das nicht?

er schaut sie so gerne an, daß er nicht einmal antwortet.

– dort lebe ich alleine. nur die wanduhr spricht. aber sie

erzählt unsinn.

sie hängt sich bei ihm ein. er läßt sich führen, bald im gleichen schritt. das paar schweigt.

vor dem haus faßt sie seine schulter, dreht ihn um und legt die rechte hand auf die brust.

– anissé.

sie senkt den blick und erhebt die hand.

– deinen namen will ich nicht wissen.

sie schaut ihm in die augen.

– es lohnt sich nicht – in meinem alter.

im selben atemzug streichelt sie den ärmel seiner jacke.

sie drückt gegen die tür und betritt das haus. in der mitte des raumes bleibt sie stehen.

– willkommen!

mit einer hand zieht sie den mantel aus, als wäre die andere mit dem stein gelähmt. das blaue kleid mit weißen pünktchen hat kurze ärmel. er starrt auf die nackten arme, aber sagt nichts.

sie nimmt das kopftuch ab und schleudert es dem mantel hinterher auf die couch. schulterlanges haar umrahmt das gesicht. den stein versteckt sie hinter der couch, dreht sich um und ruft.

– abad!

sein blick folgt der richtung und entdeckt einen leeren käfig.

– in seinem käfig sitzt er nie.

schon kommt der vogel; humpelt vielmehr.

– mit einem bein kann er nicht singen.

sie streckt die hand aus und schnippt mit den fingern.

– abad, das ist ein freund.

der freund entdeckt auf dem sims das foto einer frau.

– das bin ich.

sie zeigt ein lächeln.

– das war ich einmal.

ein gefaltetes blatt steckt im unteren rand des rahmens.

– ein kassiber.

zwei finger öffnen ihn, ein blick streift ihn.

– von meinem mann.

sie faltet das blatt zusammen und steckt es an seinen platz.

– als er flüchten mußte, warf er den kassiber aus dem zug.

jetzt streichelt sie das andenk.

– er hat gehofft, daß jemand die botschaft findet.

– und wie hat man sie gefunden?

diesmal ein richtiges lächeln.

– mich findet man immer.

das gesicht wendet sie dem vogel zu.

– an die außenmauern habe ich laternen gehängt, bis die trauerzeit vorbei war. seither trage ich ein kopftuch.

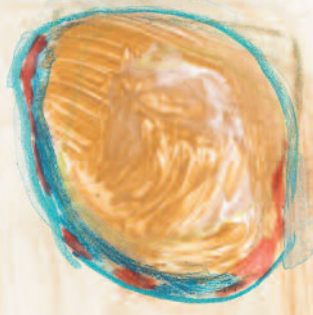
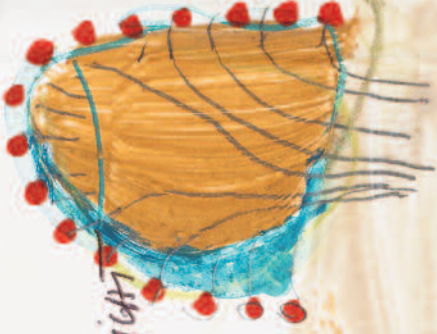
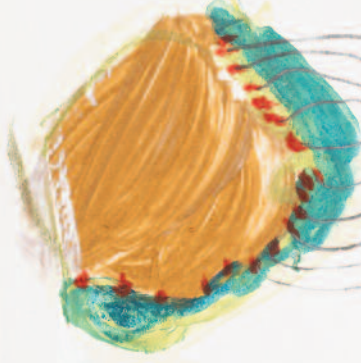
sie streckt die hand aus, der vogel hüpfte darauf, und sie gehen zum wasserhahn. abad piepst laut.

– er weiß, daß er jetzt wasser bekommt.
 sie stellt eine blaßblaue schale auf den tisch.
 – er trinkt nur aus dieser schale .
 sie sagt, sie müsse ihn waschen, sie wasche ihn jeden tag, und
 setzt wasser auf den herd. das lauwarne wasser gießt sie in
 eine große schüssel, taucht das tier hinein und spült den staub
 aus den federn.
 – wenn wir freunde sind, mußt du eines versprechen.
 ihr blick ist nach unten gerichtet.
 – nach mir..
 jetzt schaut sie dem jungen direkt in die augen.
 – bleibst du bei abad.
 und schnell sagt sie noch.
 – er lebt nicht mehr lange.
 – aber..
 sie winkt ab, geht im raum umher, füllt einen krug mit wasser,
 findet eine möhre, ein paar rote pfefferschoten, tomaten,
 salzgurken und einen laib brot.
 – du ißt mit uns.
 es war keine frage, aber er antwortet.
 – ja, anissé
 – nachts, wenn der vogel schläft, hole ich den stein hervor.
 sie wirft einen prüfenden blick auf den tisch.

SAID

Geboren 1947 in Teheran
 und 1965 als Student nach
 München eingereist. Stu-
 dierte Politikwissenschaft.
 Kehrte nach dem Sturz
 des Schahs kurzzeitig in
 den Iran zurück, wählte
 aber nach der Machtüber-
 nahme durch die Mullahs
 wieder das deutsche Exil.
 Er besitzt die deutsche
 Staatsangehörigkeit.
 Schreibt Lyrik und Prosa
 in deutscher Sprache. Er
 war Vizepräsident und
 später Präsident des deut-
 schen P.E.N.-Zentrum.
 Veröffentlichungen
 (zuletzt): *Psalmen*, Verlag
 C.H. Beck, München 2007;
Mukulele. Kinderbuch,
 Verlag Sauerländer,
 Düsseldorf 2007; *Das
 Niemandsland ist unseres*.
 Diederichs, München 2010.
 Auszeichnungen (Aus-
 wahl): Stipendium Villa
 Aurora, Los Angeles 1997;
 Hermann-Kesten-Medaille
 des P.E.N.-Zentrums Deut-
 schland 1997; Literatursti-
 pendium Graz 1998; Adel-
 bert-von-Chamisso-Preis
 2002; Goethe-Medaille
 2006; Literaturpreis des
 Freien Deutschen
 Autorenverbands 2010.

I KISSED YOUR SKIN,
 I HOLD YOU TIGHT,
 THERE'S A LOT TO WIN,
 AT MID-SUMMER'S NIGHT



TWO
 STARS
 THAT
 LOVE
 EACH
 OTHER

MAY 2012
 5 9.7.

Rundgang mit Hund

Geschälte Stämme, unter unsern Sohlen
Rindenschotter auf hartem Ton,
versteinerter Forst in monochrom,
so sieht es aus, die nackten Stämme heller
in Silber abgestuft, die lose Rinde
als minderheller Untergrund.

Fast jeder Stamm geknickt,
gefallen über Kreuz, verschränkt
mit andern Schranken. Ganz in Gedanken
beatme ich den Hund. Ein paar Sekunden
seh ich Vergangenes mit Kinderaugen,
Schmetterlinge an Lupinen saugen,
die Farbenlehre der Blütenmeere ...

Rinde knistert. Die Retina zieht
Zickzacklinien schmerzhaft nach.
Ich atme ein. Das Ticken wird jetzt lauter,
rauer geht das Gamma durchs Genick.
Die nächste Chromschicht legt sich auf die
Lauer.

Himmelskörper

Am Anfang sind da
zwei Existenzen, vorher eine

aus der Kälte sich öffnende Tür.
Wir sitzen gegenüber, auf einmal
gegeneinander ausgetauscht
in unseren Köpfen,

weiten Pupillen, sind schlüssig
in uns, und um uns herum

wechseln die Menschen, Tageszeiten.
Wir lesen uns im andern ab, heben
und senken die Brust, sicher,
dass uns dies schon einmal passierte

in einem Universum vor unserem:
die Flugbahnen zweier unbekannter

Objekte.
In einer Gaswolke vielleicht, im Mondhof
treffen sie aufeinander.

Schilf

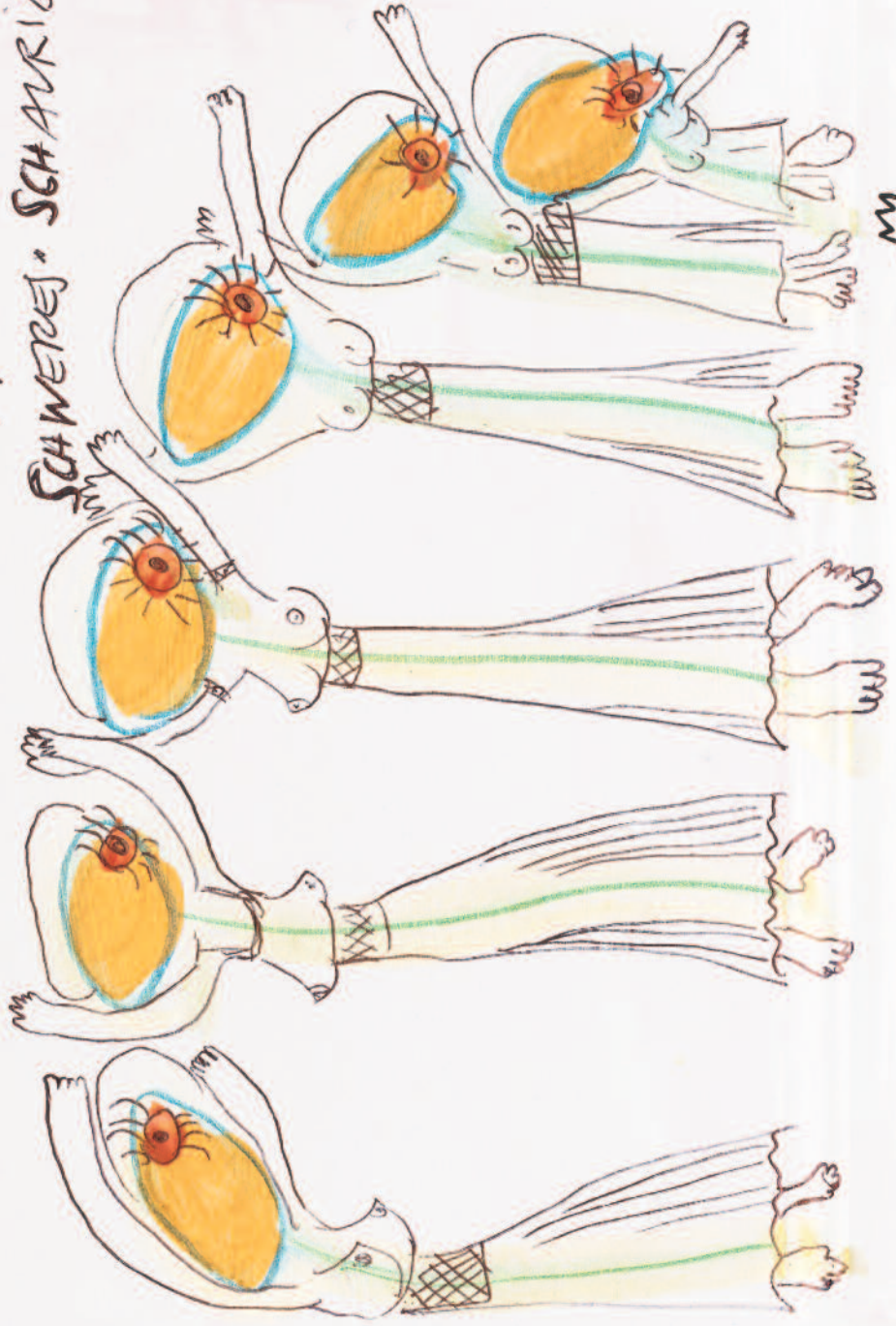
Mächtige Kolben,
synkopisches Rohr.
Pflanzen kühlen ihre Wunden
in restfeuchtem Teichgrund.

Meine phototrophe Hand
übergrünt dich,
streichelt deinen rosa Sehnerv,
der sichtlich knospt,
Iris ausrichtet.

Wir lockern die Schmerzzähne,
verlieren sie ganz.
Auf unserer Haut
tanzt Nesselhaar.

Tobias Falberg
Geboren 1976, lebt in
Nürnberg. Seine Gedi-
chte wurden in vielen
Literaturmagazinen,
Tageszeitungen sowie
in den Jahrbüchern
der Lyrik veröffent-
licht. Seit 2010 ent-
stehen in Zusammen-
arbeit mit Hans-Peter
Stark Bild-Text-Gedi-
chte. Die erste Aus-
stellung dieser Form
der Poesie eröffnete
unter dem Titel *Hun-
dertvierzig Quinti-
llionen Grad* im Mai
2011 in der Alten
Schmiede in Wien.
Falberg erhielt zuletzt
ein Aufenthaltssti-
pendium im Künstler-
haus Lukas in Ahren-
shoop und den Feld-
kircher Lyrikpreis
2011. Für den bei
Edition Art Science
erschiedenen Gedi-
chtband *Plastiniertes
Gelände* sprach die
Kulturstiftung Erlan-
gen ihm den Litera-
turförderpreis 2013
zu.

WO SCHLanke * SCHLAMPEN * SCHÖN *
 SCHWIMMEN * SCHWÖREN * SCHWEJSTERN *
 SCHWERES * SCHAUIG *



M 5
 2012

Gegen Gauner und Dummköpfe

*Funkdialog für drei
Sprecher:
A und B: Erzähler,
C: Seume-Zitate*

C: Apokryphen nenne ich Dinge, aus denen man so eigentlich nicht recht weiß, was man zu machen hat. Es ist also Alles in uns und um uns sehr apokryphisch, und man dürfte vielleicht sagen: die ganze Welt ist eine große Apokryphe. Mir ist es sehr lieb, wenn sie Andern verständlicher ist als mir.

A: Das könnte die Einleitung zu einem romantischen oder symbolistischen Text sein, eine Art Entschuldigung dafür, daß das Nachfolgende dem Leser vielleicht nicht so recht einleuchten wird.

B: Tatsächlich hat diese Worte aber ein deutscher Aufklärer geschrieben, ein Mann, dessen Stil und Aussagen sein ganzes Werk hindurch klar und unmissverständlich waren – so klar, daß er sein Leben lang Schwierigkeiten mit den Obrigkeiten seiner Zeit hatte.

A: Johann Gottfried Seume wird am 29. Januar des Jahres 1763 als Sohn eines in Frondienste geratenen Bauern geboren. Der Vater stirbt früh, der zwölfjährige Seume erhält einen ersten Eindruck von der Herrschaft:

C: Mein Vater, der für seine Verhältnisse vorher leidlich wohlhabend war, hatte durch eine unglückliche Pachtung, durch die damalige Theuerung Anno 1770 und 1771, und bei einer Krankheit von drei Jahren fast sein ganzes Vermögen zugesetzt, und war genöthigt, zum Unterhalt seiner Familie ein mit Frohne behaftetes Gut zu kaufen. Eine nicht beachtete und sodann vielleicht übel behandelte starke Erkältung war die Ursache seiner Krankheit, die nach drei Jahren mit Apoplexie sein Leben endigte. Vorzüglich drückend war ihm in seinen letzten Tagen die Fronarbeit, die er selbst verrichten mußte, wenn nicht sein Haus sogleich zu Grunde gehen sollte. Natürlich war die Sense für seinen immer mehr ermattenden Arm zu schwer; er strengte sich bis zur Ohnmacht an, und mußte einige Mal die Mäher auf der Wiese verlassen. Seine Erholung war sodann, zuweil-

en einen kleinen Knaben, meinen jüngsten Bruder, vor der Hausthür auf dem Knie zu haben; und auch diesen setzte er oft ganz ermattend von sich. »Wenn er nur so da sitzen und mit dem Jungen spielen kann«, sagte der vorbeigehende Vogt, ein Mensch ohne Gefühl, wie ihn sein Handwerk forderte, »so befindet er sich ganz wohl; da sieht man ihm nichts an. Nur arbeiten kann er nicht.« Die Mitgehenden murmelten darauf theils ihren Beifall, theils ihren Unwillen. Mein Vater trocknete sich schweigend eine Träne aus dem Auge, das bessere Zeiten gesehen hatte, setzte den Knaben auf die Bank und schlich sich matt in einen einsamen Winkel. Nach drei Tagen war er todt.

A: Der frühe Tod des Vaters trifft Seume tief; in seiner Autobiographie »Mein Leben« führt er seine oftmals »finster mürrische Sinnesweise« darauf zurück, und auch sein lebenslanges ausgeprägtes Misstrauen gegen alle Obrigkeit wird ihre Wurzel in dem vorhin geschilderten Erleben haben. Dabei erzählt Seume ganz unbefangen, daß sein Vater ihn einmal beinahe totgeschlagen hätte.

B: Der Vater war in einen Nachbarort gefahren und hatte eine abgezählte größere Geldsumme auf einem Tisch liegen und den Schlüssel in der Tür stecken gelassen; der sechsjährige Junge polterte mit Spielgefährten durchs ganze Haus, fand prompt ins bewußte Zimmer, sperrte es aber gleich ab, nachdem sie das Geld gesehen hatten. Als der Vater zurückkam, fehlte ein Gulden, den, wie sich später herausstellte, ein Nachbarskind genommen hatte.

C: Du hast ihn also genommen! fing er an schwach zu sprechen und zu zittern. Ich habe nichts genommen, antwortete ich zitternd halbweinend. Der Worte waren wenige, er ward heftiger, ich läugnerte fest und laut weinend. Er faßte mich konvulsivisch mit den Fäusten und mißhandelte mich bis zur Grausamkeit, daß auf das Geschrei meiner Mutter die Hausleute und Nachbarn herbei

stürzten und mich aus seinen Händen retteten. Andres, lieber Andres, sagte der alte sanfte Gevatter Schulmeister Held, Ihr seid ja außer Euch; Ihr tödtet ja den Knaben; kommt doch zu Euch selbst.

B: Dies ist zu jener Zeit freilich kein unüblicher Umgang der Eltern mit ihren Kindern. Seume bemerkt auch befriedigt, daß das Nachbarkind nach Aufklärung der Angelegenheit »in bester Ordnung von seinem etwas kälteren Vater die Peitsche in zehnfachen Maß« erhielt.

A: Auch in der Schule wird geprügelt. Seume erzählt, dass er einmal drei Trachten hintereinander bezog, weil er sich weigerte zuzugeben, im Unrecht gewesen zu sein – was er übrigens nach heutigem Empfinden auch nicht war.

C: Mein Vater, der den Vorfall hörte, sagte weiter nichts als sein bedenkliches Hm, und ich habe nie seine Meinung über den strittigen Punkt erfahren. Daß man, wenn man Recht habe, dennoch demüthig vor dem Ansehen schweigen müsse, gehörte, wie ich wußte, nicht mit unter seine Glaubensartikel; aber noch weniger gehörte es darunter, das nöthige Ansehen des Lehrers wegen einiger Schwielen zu kompromittieren.

A: Nach des Vaters Tod nehmen sich Pfarrer und Schulmeister des zwölfjährigen Knaben an, und Seume lernt Luthers Bibel und Hübners biblische Historien zu großen Theilen auswendig. Später will er Dorfschulmeister werden.

C: Junge, was du für Einfälle hast! sagte Schmidt bei dieser neuen Entdeckung: werde doch lieber Leinenweber; ein Dorfschulmeister ist ein jämmerliches Thier.

A: Roman Svendborgs Gedicht »Leben Seumes« schildert die nächsten Jahre so:

B: Beziehend nach eineinviertel Jahren die Akademie –
Bestimmt vom Grafen zum Studium der Theologie
Bei fünf Thalern Beköstigung nur im Monat
Demüthig zu bitten gezwungen den Grafen um mehr –
Verspottet von hochmütigen jungen Baronen –
Liebend das Schauspiel mehr als das Colleg –
Lesend mehr den gefährlichen Bayle als die Bibel

Wankend schon in der Orthodoxie
Aber wagend noch nicht seine Zweifel offen zu sagen –
Nachlässig werdend im Kirchgang –
Badend zu oft um noch gelten zu können als fromm
Und schon braten gesehn in der Hölle von seinen Lehrern –
Bedroht mit Entzug der gräflichen Gunst –
Machend den Plan
Auf die eigenen schwachen Füß sich zu stellen
Scheuend die Heuchelei, aber auch Bekundung des Undanks fürchtend
Gegen den gräflichen Gönner –
Kämpfend sehr mit sich
Aber gehend doch auf und davon
Nehmend im Juli des Jahres
siebzehnhundertachtzig
Den Weg nach Paris
Selbst von der Mutter nicht Abschied nehmend
Halbzerrissen von Schmerz

A: Mit seinem Degen, ein paar Kleidern und einigen Klassikern in der Tasche marschiert Seume von Leipzig über die Dörfer nach Dürrenberg, setzt über die Saale, verbringt die Nacht in Zeugefeld, am nächsten Abend übernachtet er in einem Dorf vor Erfurt, am dritten Tag verändert sich seine Lage ganz entscheidend für die nächsten Jahre.

C: Den dritten Abend übernachtete ich in Vach, und hier übernahm trotz allem Protest der Landgraf von Kassel, der damalige große Menschenmäkler, durch seine Werber die Besorgung meiner ferneren Nachtquartiere nach Ziegenhayn, Kassel, und weiter nach der neuen Welt.

B: Seume beweist seinen früh als Lebenshaltung erworbenen Stoizismus; mit ungefähigem Wissen, wie übel der Militärdienst werden kann, aber ohne besondere Vorstellungen von der Zukunft schickt er sich in die Dinge:

C: Am Ende ärgerte ich mich nicht weiter; leben muß man überall: wo so viele durchkommen, wirst du auch; über den Ocean zu schwimmen war für einen jungen Kerl einladend genug; und zu sehen gab es jenseits auch etwas.

A: Die hessischen Werber verkaufen ihn an die Engländer; Seume wird nach Amerika verschifft, um gegen die Franzosen unter Lafay-

ette und Rochambeau zu kämpfen; von seinem politischen Standpunkt aus gesehen, stünde er auf der falschen Seite, aber er kommt nicht mehr zum Einsatz. Er sieht das Leben der Indianer, denen er freundlich begegnet, und jenes der Soldaten und nimmt wütend Anstoß am Kastenwesen der Armee. Er erwägt zu desertieren. Aber 1783 wird er regulär nach Europa zurückgebracht.

B: Auf der Rückfahrt soll er wieder verkauft werden, diesmal an die Preußen. Er desertiert aber in Bremen.

A: Bis zu dieser Stelle reicht seine Autobiographie, dann starb der Autor, und die Geschichte seines Lebens wurde von Seumes Freunden, dem Buchhändler Göschen und dem Philosophieprofessor Clodius weitergeschrieben: deshalb der Wechsel von der ersten in die dritte Person in den folgenden Zitaten.

C: Seume, ein trefflicher Läufer, flog wie ein Pfeil. Demungeachtet waren seine Verfolger, die Hessischen Jäger, ihm immer ganz nahe und trieben ihn endlich in einen Sack zwischen den Flüssen der Hunte und der Weser. Hier, glaubten sie, könnte er ihnen nicht entspringen, und er selbst hielt sich für verloren: denn, wollte er sich ins Wasser stürzen, so tödtete ihn, den durch und durch Erhitzten, der Schlag; blieb er stehen, so war er das Opfer seiner Flucht. Zum Glück sah er in einem Weidenbusch am Ufer der Hunte einen Fischerkahn und sprang hinein. Der mitleidige Fischer, welcher der Menschenjagd zugesehen hatte, hieß ihn, sich gleich auf den Boden niederlegen, und stieß augenblicklich vom Land ab. Nun kamen auch die Jäger und schossen; aber die Kugeln flogen über das Schiff, und der gleichmüthige Schiffer arbeitete ruhig durch die Gefahr, bis er glücklich das jenseitige Ufer erreichte. »Hier, Freund«, sagte der Mann, »seid ihr frei, und auf Oldenburgischem Grund und Boden. Gott helf Euch weiter!« Das Leben war gerettet, die Kette zerbrochen, und der Landgraf erlitt einen Verlust von einer handvoll Thaler, die er aus Seume's Verkauf zum zweitenmal hätte lösen können.

A: Am nächsten Tag versuchen Hessische Offiziere Seume mit Versprechungen von Straffreiheit, Geld, Beförderung zurückzulocken; aber er geht nach Oldenburg und wird vom dortigen Herzog freundlich empfangen. Er

könnte eine Stellung antreten, aber es zieht ihn nach Hause. Leider passiert Seume ein grober Fehler:

C: Schon hatte er wohlgemuth die Oldenburgische Gränze überschritten, als das unglückliche Vergessen, die Hessische Uniform mit einem Civilrock zu vertauschen, ihn gerade in den verhaßten Dienst brachte, dem er durch seine Flucht hatte entgehen wollen und ihm in einem Augenblick wieder Freiheit, Hoffnung und kaum genossenes Glück raubte.

B: Preußische Werber halten Seume an und bringen ihn nach Emden, wo er als gemeiner Soldat dienen muß. Seume desertiert, seine Flucht wird nach einer Stunde entdeckt, und im dichten Nebel läuft er im Kreis und in die Hände seiner Verfolger.

A: Im Arrest schreibt er einen lateinischen Vers an die Türe der Wachstube, dessen deutsche Übersetzung lautet: »Gib den Übeln nicht nach, geh tapferer ihnen entgegen!« Ein Offizier will wissen, von wem das Graftito stammt, die Wache meint, das müsse wohl der kleine schwarze Arrestant gewesen sein. Die Gerichtsverhandlung gegen Seume erhält durch den Vorfall eine verblüffende Wendung:

C: Das Kriegsverhör begann mit der Untersuchung über den Hexameter und ein Kapitän behauptete: er sei nicht richtig. Seume bewies aus der Prosodie, daß er vollkommen schön sei und lehrte die Richter, was zu einem guten Hexameter erfordert werde. Als aber demungeachtet der Kapitän seine Kritik noch zu behaupten suchte, brachte Seume einen Beweis vor, der entscheiden mußte; er zog seinen Virgil aus der Tasche und zeigte, daß jener Vers aus dem größten Künstler der lateinischen Poesie genommen war. Die Untersuchung über eine Stelle aus dem Virgil führte zu der Frage, wie er in Dienst gekommen sei? und als Seume hierauf finster antwortete: durch Gewalt von den Preußen wie von den Hessen; ließ man Gnade vor Recht ergehen und befreite ihn von dem Arrest.

A: Der General Courbiere verwendet Seume als Hauslehrer für seine Kinder und empfiehlt ihn anderen Familien. Materiell geht es Seume gut; aber die Aussicht auf lebenslänglichen Zwang und die Unmöglichkeit jeden Aufstiegs, da Friedrich II einen solchen nur Adeligen

gewährt, lassen Seume nach einiger Zeit neuerlich desertieren.

B: Wiederum sind die Verhältnisse gegen den Flüchtling. In eben der Nacht, in der Seume entflieht, setzt das Tauwetter ein, und die bis dahin hartgefrorenen Wege und Felder Ostfrieslands verwandeln sich unter strömendem Regen in tiefe Moräste.

C: Länger als 24 Stunden war er, durchnäßt und erhitzt, ohne einige Stärkung, fortgewadet, durch das Eis in tiefe Gräben gesunken, und hatte mit fast übermenschlicher Anstrengung sich bis nahe an die Gränze gearbeitet, als er sich erschöpft fühlte und der Ohnmacht nahe in ein Dorf ging. Die Leute halfen ihm; aus seinen Stiefeln floß das Blut; man legte ihn auf ein Bett.

A: Am nächsten Tag sendet ihn der Amtmann in Ketten nach Emden zurück. Selbst die dortigen preußischen Offiziere hätten Seume das Gelingen seiner Flucht gegönnt. Die Bürger der Stadt bitten für den beliebten Lehrer, und die Kinder, die er unterrichtet hatte, an der Spitze die des Generals, flehen unter Tränen händelringend um Gnade für Seume.

B: Das Kriegsgericht verurteilt Seume zu zwölfmaligem Spießrutenlaufen, praktisch ein Todesurteil; aber ein Oberst, auf den Seume keine Hoffnung gesetzt hatte, weil er mit seinem Gönner, dem General, verfeindet war, begnadigt ihn zu sechswöchigem Gefängnis bei Wasser und Brot. Der General bemerkt halblaut, daß der Arrestant es aber nicht übel nehmen werde, wenn die Bürger ihm gelegentlich einen Braten zukommen ließ. Der Wink wird gut verstanden, und Seume erhält soviel Essensgeschenke, dass er sie mit den Mithäftlingen teilen kann.

A: Seumes Geschichte spricht sich herum, denn nicht viele sind der Preußischen Disziplin eben noch entschlüpft. Ein Emdener Kaufmann fragt ihn eines Tages, warum er keine Kautionsstelle, um Urlaub nach Sachsen zu erhalten. Seume hat kein Geld. Der Kaufmann bietet es ihm an. Seume, ehrlich und geradeheraus wie immer, sagt, daß er nicht zurückkommen würde. Der Kaufmann fragt, was das ihn angehe? Hier seien die achtzig Taler Kautions. Seume nimmt das Angebot an und kehrt zu seiner Mutter nach Poserne zurück.

B: Um die Kautions zurückzahlen zu können, arbeitet Seume als Übersetzer aus dem Englischen ins Deutsche, eine überaus schlecht bezahlte Tätigkeit. Die Übersetzung des 1788 erschienenen Romans »Honorie Warren« ist Seumes erste literarische Arbeit und die Geldbeschaffung für seinen Wohltäter ihr einziger Grund. Götschen schreibt dazu:

C: Vielleicht haben wenige Schriftsteller ihre Laufbahn aus so edlen Absichten als Seume begonnen; denn sein erstes Werk ist ein rührendes Denkmal des Edelmuths eines Bürgers (in Emden), der Dankbarkeit, Redlichkeit und kindlichen Liebe des Verfassers, wodurch dieses Buch jedem fühlenden Herzen interessant werden muß.

A: Seume studiert in Leipzig und wird 1792 mit dem Disputationsthema »Die Waffen der Alten, verglichen mit den Waffen der Neuen« Magister. Sein Geld hat er sich unter anderem mit Unterricht in Englisch verdient. Er wird Instruktor und Erzieher im Hause des russischen Grafen Igelström. Später wird Seume Sekretär beim Bruder des Grafen, einem Minister und General, mit dem er nach Warschau geht.

B: Seume fungiert ein wenig als Igelströms Hofnarr, der dem General alles gerade heraus sagen darf, ohne dafür gestraft zu werden. Über die polnische Frage ist er anderer Ansicht als der General und dessen Kaiserin Katharina.

C: Der General Igelström versuchte den Stoiker ein wenig zu sybaritisieren; aber auch er sagte sehr oft in guter Laune: an dem Menschen ist Hopfen und Malz verloren.

A: 1794 bricht die polnische Revolution los. Seume, wieder einmal gezwungenermaßen auf der falschen Seite, hat seine Eindrücke in der Schrift »Einige Nachrichten über die Vorfälle in Pohlen im Jahre 1794« niedergelegt. Es ist ein Guerillakrieg:

C: Eine offene Feldschlacht ist nach dem Zeugniß aller alten Officiere, ein Spielwerk gegen eine solche Mönchsklepperei, wo der ehrliche Kerl aus dem Winkel niedergeschossen wird, ohne einen Feind zu sehen. Die Schüsse flogen von den Ecken, aus den Kellern, aus den Fenstern, über die Mauern, von den Dächern; und von unten und oben und von allen Seiten

und überall war Tod, und niemand zeigte sich.

A: Die Erhebung ist zunächst siegreich; Seume soll sich als Revolutionär maskieren, um unauffällig ins Arsenal gelangen zu können, aber er erklärt: »ich liebe nie die Maske« und geht unbeirrt in russischer Uniform durch die Stadt. Schließlich wird er gefangengesetzt.

B: Die Revolutionäre massakrieren die Besatzer, der russische General Suwarow besetzt aber schließlich Warschau, massakriert die Revolutionäre und befreit die russischen Gefangenen. Seume hofft auf eine Beförderung, aber der Tod Katharinas 1796 macht diesen Hoffnungen ein Ende. Seume wird wieder Schulmeister in Leipzig. Er arbeitet als Korrektor für Götschen und gibt seine eigenen Gedichte heraus. Eines der zumindest seinerzeit bekanntesten heißt »Der Wilde« und erzählt die Geschichte eines Huronen, der seine Jagdbeute an die Weißen um einen Pappenstiel verkauft hat und nun nach Hause eilt, wobei er von einem Unwetter überrascht wird.

C: Aus dem langen, rabenschwarzen Haare troff der Fuß herab auf seinen Gürtel,
Und das grobe Haartuch seines Kleides
Klebte rund an seinem hageren Leibe.
Schaurig zitternd unter kaltem Regen
Eilt' der gute wackre Wilde
In ein Haus, das er von fern erblickte.
»Herr, ach laßt mich, bis der Sturm sich leget,«
Bat er mit der herzlichsten Geberde
Den gesitteten feinen Eigenthümer,
»Obdach hier in eurem Hause finden!« –
»Willst du mißgestaltetes Ungeheuer«,
Schrie ergrimmt der Pflanzer ihm entgegen,
»Willst Du Diebsgesicht mir aus dem Hause!«
Und ergriff dem schweren Stock im Winkel.

A: Der ehrliche Hurone geht daraufhin traurig nach Hause und erzählt seinen Lieben von den Manieren der Weißen. Wie das Schicksal zumindest in Lehrgedichten des 18. Jahrhunderts so spielt, verirrt sich nach kurzer Zeit der nämliche Pflanzer seinerseits im Wald und muß die Gastfreundschaft eben jenes Huronen in Anspruch nehmen, den er verjagt hat. Er erkennt ihn nicht, vermutlich weil alle Indianer für ihn gleich aussehen, der Hurone erkennt ihn aber sehr wohl. Er bewirtet ihn mit Hummer, Lachs und Bärenschinken, damals keine Delikatessen, sondern ein Arme-Leute-Essen, gibt ihm ein Nachtlager und führt ihn am

nächsten Tag in bekannte Gefilde zurück.

C: Höflich dankte fein der Europäer;
Finsterblickend blieb der Wilde stehn,
Sahe starr dem Pflanzer in die Augen,
sprach mit voller, fester, ernster Stimme:
»Haben wir vielleicht uns schon gesehen?«
Wie vom Blitz getroffen stand der Jäger,
Und erkannte nun in seinem Wirthe
Jenen Mann, den er vor wenig Wochen
In dem Sturmwind aus dem Hause jagte,
Stammelte verwirrt Entschuldigungen.
Ruhig lächelnd sagte der Hurone:
»Seht, ihr fremden, klugen, weißen Leute,
Seht, wir Wilden sind doch beßere Menschen!«
Und er schlug sich seitwärts in die Büsche.

B: Seume richtet für Klopstock die Oden und den »Messias« zum Druck ein – eine befremdliche Arbeit für einen Antiklerikalen und Aufklärer wie Seume – und faßt eines Tages den Entschluß, nach Syrakus zu reisen. Zu Fuß natürlich, wie es sich für einen Reisenden seines Kalibers gehört. Anfang Dezember 1801 reist er ab, neun Monate später ist er wieder zurück.

C: Während einer Handvoll Tage hatte er die Reise durch Östreich, Italien, Sizilien, die Schweiz, von da einen Abstecher nach Paris, und von Paris nach Sachsen zu Fuß vollendet. Die Veranlassung dieser Reise war keine andere, als der Wunsch, den classischen Boden zu durchwandeln, und in den großen Begebenheiten, in dem herrlichen Reiche der Kunst des Alterthums, und in der schönen Natur Italiens anschaulich zu leben.

B: In Roman Svendborgs schon zitiertem Gedicht »Leben Seumes« heißt es über diese Zeit:

A: Reisend zu Fuß
Die Schranken vertragend nicht
Welche das Sitzen im Wagen aufrichtet
zwischen dem der unten geht
und dem der herabsieht auf ihn von oben –
Nehmend den Weg durch Böhmen Österreich
und Italien und Frankreich
Sehend die Grenzen die Unbill den alten und
neuen Verfall
Sehend die Gauner die Mörder und Mönche
Und eine Welt voller Trümmer, erhabner und
nicht so erhabner
Aber auch voller freundlicher darbender

Menschen und blühender Felder
Mit vielen Früchten die nicht ihnen gehören –
Lesend den Theokrit unter sizilianischen
Reben
Findend nicht mehr die Rosen von Pästum
schaudernd vor den Malen der alten Cäsaren
und Helden
Doch auch der Herren von heut
Teilend sein Brot mit den sizilianischen
Bettlern
Klagend an die Barone Äbte und Minister
Die ohne Erbarmen ausbeuten Menschen und
Land –
Dichtend auch, aber so
»Hymnen ertöneten einst den Göttern in
glücklichen Chören
Durch die Städte der Insel...
Jetzt durchwandelt die Thale der Jammer des
bettelnden Volkes« –
Fluchend in Rom der Herrschaft der Mönche –
Sehend voll Trauer in Paris Bonaparte die
Freiheit wieder zu Grabe tragen
Weinend laut als hab ihm ein böser Geist
seinen Himmel verdorben –
»Hat Er im alten und neuen Rom bessere
Menschen gesehen?
Wie war Ihm unter den Klauen der Gauner zu
Muthe?
Sah er den Raub und die Räuber im neuen Rom
mit Wohlgefallen?«
Dieses fragt der Vater Gleim den
heimkehrenden Wandrer
Der aber stumm bleibt
Schreibend auf seine Wandrung
Eingewurmt in die eigene Nußschal trotzig
Wissend jetzt daß die Zeit der Dichtung vorbei
Und daß die Zeit der Wirklichkeit anfang –

B: Zweimal macht sich Seume Hoffnungen auf
eine Heirat, zweimal wird er enttäuscht. Zwar
nannte er in seinen Aphorismen die Hedypathie,
das Wollustleiden, die jämmerlichste Seelen-
krankheit und erwähnt, daß die alten Militärs
ihren höchsten Steigerungsgrad das »Bullen-
fieber« nannten, aber er war zweifellos ein
Mann, der sich nach einer Familie sehnte. Aber
sowohl Wilhelmine Röder als auch Johanna
Loth heirateten einen anderen Mann, nachdem
sie Seume Hoffnungen gemacht hatten.

A: 1805 unternimmt Seume eine weitere Reise,
diesmal nach Norden und Osten, durchwandert
Polen, Lettland, Rußland, Finnland, Schweden
und Dänemark. Während sein 1803 veröffent-
lichter Bericht über die Italienreise »Mein

Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802« sich
gut verkauft und ihn schnell bekannt gemacht
hatte, ging »Mein Sommer im Jahre 1805«
weniger gut.

A: Seine politischen Ansichten fasste Seume
zusammen in jenen losen aphoristischen
Aufzeichnungen, die er selbst »Schmieralien«
nannte und deren erste und gekürzte Veröffent-
lichung unter dem Titel »Apokryphen« erst
ein Jahr nach seinem Tod erfolgte – er starb am
13. Juni 1810 nach zweijähriger schwerer Krank-
heit, die seine ohnehin armseligen Lebensver-
hältnisse noch mehr verschlechtert hatte. Zwei
Tage nach seinem Tod trifft die Nachricht ein,
daß ihm das seit Jahren geschuldete Gehalt
vom russischen Kaiserhof zugesichert worden
sei. Seine Hinterlassenschaft besteht aus 322
Talern 9 Groschen und 3 Pfennig, ist aber schon
verpfändet; als ein Freund in einer Zeitung zur
Sammlung für Seumes mittellose Schwester
aufruft, kommen immerhin vierzehnhundert
Taler zusammen aus Holland, Schweden,
Polen, Rußland und Österreich und auch aus
Deutschland.

B: Die erste vollständige Ausgabe der »Apokry-
phen« erschien erst 1869, fast sechzig Jahre
nach dem Tod des Autors. Das Buch enthält
eine Anzahl von scharfen Ausfällen gegen die
Obrigkeit; als roter Faden – um nicht zu sagen:
als fixe Idee – ziehen sich Attacken gegen das
deutsche Privilegienwesen durch die
Abschnitte.

C: Privilegium heißt eine Ausnahme vom Ge-
setz, und wo man sie macht, taugt das Gesetz
nichts, oder die Ausnahme ist schlecht. Man
erdichtet so gern Collisionen, um ihre Noth-
wendigkeit oder Wohlthätigkeit zu beweisen.
Je mehr ich denke und denke, desto gewisser
werde ich, daß das Privilegium und die Immu-
nität das letale Krebsgeschwür der Staaten ist.
Hat man nur erst dieses Radicalübel geheilt,
die übrigen sind leicht zu heben. Es ist mir lieb,
daß man in den alten Griechen und Römern
kein ganz bezeichnendes Wort für diese
Schändlichkeit findet; Sache und Name sind
Ausgeburten der neuen Unvernunft,

A: heißt es an einer Stelle, und an einer anderen:

C: Der erste Fußbreit Landes, der nicht gleich
verhältnißmäßig mit den übrigen zu den
öffentlichen Lasten beiträgt, ist der erste

Schritt zum Privilegium, zur Pleonexie, zur Habsucht, zur Ungleichheit, zur Willkür, zur Unterdrückung, zur Despotie, zur Tyrannei, zur Anarchie, zur Sklaverei.

A: Mit Schärfe spricht sich Seume, der nach seiner zweiten Desertion sein Leben einem preußischen Gnadenakt verdankt, mehrmals gegen die Gnade aus:

C: Wer das Wort »Gnade« zuerst ausgesprochen hat, hat gewiß die Verdammniß im Herzen gefühlt. So lange dieser Begriff im öffentlichen Recht waltet, ist weder an Vernunft noch Freiheit noch Gerechtigkeit zu denken.

Sobald ich das Wort »Gnade« höre, fahre ich sogleich zurück; denn da hat die Vernunft ein Ende, und es hat nur unter Verbrechern und Dummköpfen Sinn.

»Haben Sie die Gnade!« heißt wörtlich: Ich verdiene zwar das Zuchthaus, aber Sie werden mir schon einen andern guten lucrativen Posten geben, den ich nicht verdiene.

A: Seumes Programm ist die Gerechtigkeit. Immer wieder spricht er von sich selbst als von jemandem, dem Gerechtigkeit das höchste Gut ist, einmal sagt er es ironisch:

C: Wer die Krankheit hat, keine Ungerechtigkeit ertragen zu können, darf nicht zum Fenster hinaussehen und muß die Stubenthür zuschließen. Vielleicht thut er auch wohl, wenn er den Spiegel wegnimmt.

B: Seume ist einer der wenigen deutschen Aufklärer; seine Sprache ist unmissverständlich, seine freien politischen Anschauungen sind zumindest in den »Apokryphen« deutlich ausgeführt. Vielleicht liegt es daran, daß er heute so wenig bekannt ist. In einer Zeit, da der Irrationalismus durch die Philosophie irrlichtet, muß ein Autor unzeitgemäß erscheinen, der geschrieben hat:

C: Aufklärung ist die richtige, volle, bestimmte Einsicht in unsere Natur, unsere Fähigkeiten und Verhältnisse, heller Begriff über unsere Rechte und Pflichten und ihren gegenseitigen Zusammenhang. Wer diese Aufklärung hemmen will, ist ganz sicher ein Gauner oder ein Dummkopf, oft auch Beides; nur zuweilen Eins mehr als das Andere.

TOSCA
LA TRUINITA
MORANA

mi
GODENA
HAFEN

BOXENDE
PRIMA DONNA



AM
S 2012
8.7.

Komm lass und Wellenträumer sein

komm lass uns Wellenträumer sein

sag du, zu wem wir küssen sollen, so sprach ich
fragend, hier
untermalen uns die Strände episch,
sie und ihre Palma Morgana aus Kiefern
draußen vor der Zeitarbeit,
und dann die Brandung, die immer *wie einzeln*
an ihr Ziel schlägt, ein lautmalerisches
Hosianna
auf dein dreistelliges Echo tief in mir –

wie nur konntest du so wenig salzig sein
und so viel wunderschön?

wir wissen, wir müssen das Leben, das ein Teil
der Liebe
ist, auch schweigen können oder schwimmen,
so wie die Fischer, die Jahr für Jahr
einen Fittich komponieren aus dem Wirken
des Gestöbers des Universums des Schneefalls
unserer Gedanken.

das Portal

das Meer machte irgendwas
mit Wellen, ich hielt den Strandplan gegen den
Sand, du hieltest es
aus, nichts an dir war mehr
Lynchmund und kurzzeitig herrschte sogar so
eine Art
Release-Enthaltsamkeit,
wenigstens mündlich,
ich legte den Schalter für das Außergewöhnliche
um, und der Transmestize, besonders gut
lief er auf Kies, deutete
auf einen Kranich,
wir taufte ihn, er schien mit uns
durch Funk und Fernsehen
verwandt, auf *Cordon Blanc*, deine Lippen
an meinen Lippen formten
einige Brecher für ihn
aus besseren Tagen, das mochte ein Reflex sein
auf die selbst verschuldete Mündlichkeit
dieses Ozeans.
wir spähten uns noch
ein paar Male an.
erst dann öffneten wir das Portal.

Scharade

wir kamen an, ich imitierte noch einmal
die Fahrt, und du berührtest schnell
die Venusstelle, die wir für mich geschaffen
hatten, zugleich
kam etwas Fernwehschnurren auf, wir sahen
eine Karawane
von Einhörnern in die Oase ziehen,
ich schlang dich mir zurecht, als wäre etwas in
dir
ein Märchen,
bis wir die gleichen Sinne hatten und Zeit,
die jungen Zyklopen zu überfüttern
mit unserer Vergänglichkeit, wohlan,
die nubische Schwärze zog flugs vom Horizont
her
eine weitere Nacht heran,
in der die Mormonen als Punks durch die
Fluren
ziehen würden, nur zur Sicherheit
kehrten wir sofort
kreischend in den Ausgangskollaps heim.

Umgebung für Personen mit diskontinuierlicher Heimat

ich empfand dich, indem ich zu dir erwachte,
am Morgen
des momentan besetzten Horizonts,
die Türmer funkten
bereits Mekka, ich aber investierte andere
Zeichen
und noch vor Erreichen des Impressums
erschlossen wir uns die Stadt
durch einen Ozean,
morphische Felder und grüne Wellen, unsere
Wimpern
bewegten sich immerzu sieben Mal
vor den Teleskopen der Mangagruppierung,
das schürte meine Sympathie,
obwohl inzwischen Mai war, *Aschermai*,
so sagtest du, so
hatte es der Großwesir der Woche akzeptiert,
unser Sparringsvorbild
an der Grenze
zum westlichen Schnee, der manchmal auf
deiner Haut stattfand, wo ich,
in mich verflort,
ihn als völlige Dunkelheit küsste, bis du mich
stopptest: du
zeigtest uns deine Grimms,
die zum Einzelgängertum neigten, aber schöne
Patrouille waren
am Aufklärungsstrand, wir gaben ihnen das
Vlies
und nahmen ihnen davor den Sprengstoff
ab, zur guten Nacht, Papa,
ich schlug noch
einmal kleinere Einheiten vor von Kapital,
etwa: »der Dichter ist eine Blume«, stellte die
Uhr auf
unendlich
und sah: in der Ferne hütete Borges
Scheherazade.

die Liebenden von Antibes

wir hatten plötzlich Schnäbel, und ich war nur
noch hundert Fahrenheit
von dir entfernt
und fing ein Balzgewitter
an, Substantive aus der Welt der Feen
und Flüme –

schnäbelst du auch nur für mich, o Fläumigam?
das waren deine Worte, ich hörte
kurz ins Herz und nickte und legte eine Feder
auf dich an, im Innern
von *um dich herum* das Universum,
une école noire –

das will ich uns
nach Süden bringen, die Zitronenkernesterne
dir aus deinem Gleißern picken
am Rand
des Heilandeilands, das wir schon jetzt
erflogen haben
wie eine Wahrheit.

aus dem Qualitzer Register

ich trieb die sieben Stadtschnucken an, wir
wollten Engel machen,
so lang das Licht noch Konsonanten austrieb:
uns winkten Seen
als Gewinn, dünn beseelte Auraukarienlande
und Stauden bildende Aurikeln,
die wir betanken konnten
mit dem vorgeschrieben kleinen Ding, die
Startschnuppe
war das Zeichen
(Digitalisat und essbar),
dem ich folgte, in Schuhen aus wieder
verwerteten Rotorblättern.

Lickershamn

hinter uns ging jemand das Wasser
entlang,
an einem Strand
so groß wie eine Vita.

und das Meer war grau wie ein verflossenes
Ideal. und rauschte
wie schon das letzte Jahrhundert.

die Wellen (Obertonbrandung) hinkten quick
uns an, der Horizont
darüber ein linearer Halo.

es würde Regen nebeln bald.

und der Fremde das Salz hören können,
das in ihm das Einhorn ihm schmackhaft
machte.

wir aber waren gefeit, wir
hatten die steinernen Jungfrauen
berührt.

dritter Splitter aus der Liebe

schnell kamst du ins Geräusch mit mir, statt
vieler Worte
hattest du Ballungszentren, *prachtvolle*
Mitternacht, auf deinen Fingern
stand Komplizenschaft, wir lauschten oft
der kleinen Stimme, die aus dem Himmel kam
und schrieben
kurze Wellen in den Sand, unser beider Pool
war voll
davon, der Sahelzonentank, und wo der
Mestize für gewöhnlich
mähte, spannen Spinnen schlanke Leitungen
für fast Strom
über das Land, deine Sommersprossen waren
wie kleine Punkte Treibgut,
aus dem ich dich zusammensetzte,
sooft wir die Minuten aneinander zitterten
unter Wolken weißer als Blau.

Irritatio

wir sahen *Schmetterlippen*, das war auf einem
Markt
und interrogativ. ein Chevalier, doch ohne
Pferd,
gab lautstark weiße Schuhe aus, Schuhe für
Hände, die habe er
aus Friedrich Schiller, und wer sich darin falsch
bewege,
der sähe bald das Obst von unten, dort, wo
schwierig sprechen ist.
der Chevalier jedoch, der ritt sehr gut durch
was er sagte,
nur *Schmetterlippen* sind das nicht, so briefte
uns sein Knappe,
von seinem Pferd herunter per Elektrotattoo,
wir nennen *Schwitternippen* das, von Prophet
zu Meute,
das heißt sie sollen glauben, nur mit
Handschuhen aus Poesie
seien Märkte oder Meere überhaupt zu öffnen.

Ron Winkler

Geboren 1973 in Jena.
Studium der Germanistik und Geschichte.
Er verfasst und übersetzt Lyrik aus dem amerikanischen Englisch und ist Herausgeber der Literaturzeitschrift *intendenzen* (seit 1997). Ron Winkler lebt in Berlin.
Veröffentlichungen:
Morphosen. Texte. edition sisyphe, Köln 2002; *Vereinzelt* *Passanten*. Gedichte. kookbooks, Berlin 2004; *Fragmentierte Gewässer*. Gedichte. Berlin Verlag, Berlin 2007; *Törp*. Skizzen. SuKuLTuR, Berlin 2009; *Kleine Schriften an C. Papper La Papp*, Berlin 2010; *Frenetische Stille*. Gedichte. Berlin Verlag, Berlin 2010; *Törp*. Kurznovellen. Verlagshaus J. Frank, Berlin 2010.
Auszeichnungen:
Leonce-und-Lena-Preis 2006; erostepost-Literaturpreis 2006; Mondseer Lyrikpreis.

Prospekt

nicht mehr teilnehmen. nicht mehr jeden Abend mit Tesafilm Blüten
vor dem Verfall zu retten versuchen. nicht mehr aufgeschnitten
werden

von Müdigkeit oder Wachheit. kein Aroma mehr, kein Kaddisch,
kein Australien. nicht mal keine Tage mehr vergeuden. keine See mehr
zu einem Gewässer machen. nur vielleicht noch ein bisschen
Aufwachraum, eine Stelle, zusammen mit von goldenen Leibchen
verschönten Mobbern. nicht mehr *Armut ich küss deine Dialektik*.
nicht mehr zum Himmel hinabschauen. nicht mehr den Mond
nicht beweisen können. nicht mehr Sekretäre verschwenden. nicht
mehr Schlaraffenkondensatoren ins Ungefähre halten. desgleichen
nicht mehr das Viertwichtigste atmen. nicht mehr alles. nicht mehr
fast alles. nicht mehr *weil*. nicht mehr der Heilsgolem der

Zwischenräume.

nicht mehr das itavistische Flimmern zwischen *Sonne und Sinne*.
und nie mehr Nacht in Tag. nicht mehr nie nachlassender Irrwisch.
was schmerzen könnte, aber nicht schmerzt. nicht mehr Buchstaben
zu etwas Aufgesplissenem ordnen. nicht mehr zu Schnee werden
können. wollen. keine Picknicks mehr in der dünnflüssigen Zeit. oder
wilde Attacken quer durch den Minkowskiraum. nicht mehr die
Nachbarn der Nachbarn der Nachbarn, die du selbst bist. ebenso nicht
mehr das siebzigste Buch Moses. nicht mehr Pyrolysevorgänge zu
Götzen machen. keine Berührungen mehr, die die Schallmauer
durchbrechen. dies nicht mehr wollen, dies nicht mehr vermissen.
diesseits. und sich jenseits dessen nicht mehr träumen. nicht mehr an
sich selbst schreiben. oder anderen jene neunzehnsilbigen
Kosenamen ins Ohr flüstern, die nackt machen, wenn man sie sagt.
und keine sinnlose Vervielfältigung von Bewegungen mehr,
Beunruhigungen. etwas weniger Herzschläge auch in einem Weniger
an Chronodynamik. keine Entgegennahme mehr entlaufener
Elefanten. kein Katarrh aus Städten, kein Lichtschmerz. nicht
mehr die Hauseingänge, die in den Dämon führen. das
Schwielen-theater östlich von Paul Celan. also nicht mehr das Gedicht
zwischen Schmetterling und Untergang. nicht mehr das
Daktylosschwert. nicht mehr dieses *Anstatt* bewohnen, bewahren,
bewölken. nicht mehr zu Babys geschminkte Wörter.
nicht mehr nur Zukunft. nicht mehr ein versehentliches *Behältniß*.
und nicht mehr so auch auf Erden. nicht mehr die, die Mandelbäume
umarmen, in ihre private Nacht geleiten. nicht mehr zuwenig Körper
haben für alle Begehren. auch nimmermehr auf der Suche nach der
Orgonfrucht der Weisen.

und nie mehr achromatisches Nichts. oder nie mehr, wenn man
verliebt ist, sagen: ich bin gezählt. aber *oder* ist eine Rose und also
mehr als eine Rose und also zugleich keine Rose mehr. nicht mehr.
und auch: nie mehr. nie mehr
nicht.

Ich nahm die Bienen in die Nacht, nahm Bienen, schlaff hingen sie in ihren Flügeln, Seilen, in der Nacht, ich nahm sie in die Nacht, ich trug sie auf, trug sie auf meinem Mantel, in meinem Mantel, unter der Nacht, meine Bienen, deine Bienen, ihre Bienen auch, Bienen aus Nacht, ich trug sie in meinen, ihren Flügeln, Mänteln, Nächten, ich schlief sie, Bienen, die mich bienen ließen, auf einem Seil, dann Seilen, dann hörte ich ein Summen, hörte ein Summen summen, ein Summern aus dem Sommerklängemantel, nahm Bienen, bot Bienen, vor mir ein Bienenboot, ein Schiff, Schilfbienen dann mit kleinen Schilfbeinen, sie morsten sich auf meine Haut, den Mantel, das Bienenmittel, es schwirrte Klang, das Seil, es schwirrte, schwirrte von den Flügeln her, ich nahm das, nahm ein Schwirren aus dem Schwirren, schwor Schwarm, schwamm Schwimmen, um meinen Kopf die ausgetragenen Bienen, sie ragten aus ihrem Schwirren, überragten mich mit Schwirresklängen, übertrugen sich auf meine Nacht, ich trug dies Übertragen, die Überart des Summens dieser Bienen, das mir aufgetragen schien, ich hätte mitgemorst mit meinen Flügeln, mit meinen Flügelhalmen, ich hörte jedoch zunächst zuviel, das Wasser, die Wassernacht, die Flügelnacht, das Schwellen der Schwärme: Wärme, wie soll man Wärme tragen, ich nahm den Schlaf, der aus mir selbst geschwirrt oder geschoren, ich schlief, ein Bienensohn mit Blütenstab, Teil des als Summen vorgetragenen Sommers, rau von den Bienen, doch nicht traktiert von ihnen mit den Streifen auf dem Leib, Streifen wie aufgemalte Seile, Streifen wie Schwirren, edelstes Schwirren, ich legte alles an, Sirrseil und Mantelstaat, einen Streifen Nacht, den Streifen Flimmern, mein Kopf drückte mich in die Bienen, es waren ihrer etwa zwischen sieben und siebenhunderttausend, die ihre eine Silbe wiederholten, unermüdlich in der Nacht, unermüdlich in der Nachricht von der Nacht bereits zuvor, sie kamen, so wie ich sie trug, und wie sie sirrten, war Antwort und war Frage, war leichter schwerer Ballast, ich trug sie an den Fluglamellen, die Beinestreifen hingen, hingen lose in der Luft und schlaff, die Nachtleibteile irgendwo dazwischen, und hinten wie ein angespitztes Ruderblatt die Stacheln, für die ich sie trug, Schilfdornen, Schilfdorne, Schwirrsporne auch, und auch wie Donnerkeile Nacht, ich sagte, steckte Schwärzefinger in die Nacht, sie steckte sich zurück und war voll Bienen voller Bienenennacht, die danach klang, ein Sirren wie ein Schilf aus angespitztem Wasser, Schilf im Wind, Schilf zwischen Bienen, das trug mich auf das Seil, trug die Herzschnur mir in meinem Mantel, Mantelschwarm, einzelne Mandibeln schlossen ihn, schlossen ein Stück Nacht, während ich ging und schwamm und schwirrte wie ein Träger von Geräusch, von Ruderinstrumenten, Sommerstreifen, flimmernd schwärmte ich in mich hinein, zu mir über, auf mich ein, die siebenhundertsiebenfache Nacht, ich trug sie ab in Form von Bienen.

IMMERHAU
OSTER

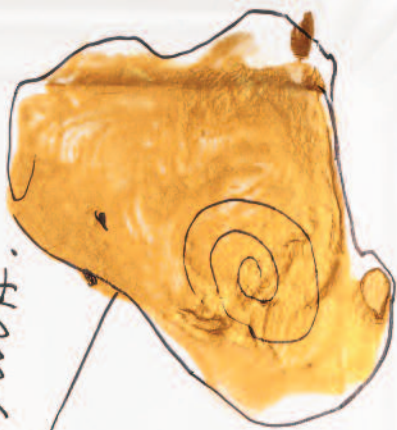


JEDER
TAG IST
ROSTBAR

DARUM
VERZEH
ICH!
DIE



EINE KUH
SAGT: MUH.



ICH MÖCHTE
DU ZEIT
AN HAFTEN
VON NUM AN
ZAHLEN WIRD
ZURÜCK.



AM 2012/9.7.

Die Ermordung Bruno Kreiskys

Anlässlich der endgültigen Abschaltung des Atomkraftwerks Zwentendorf im August dieses Jahres, gab es einige mehr oder weniger geistreiche Rückblicke und Analysen zu lesen. Den interessantesten Beitrag lieferte, zumindest aus meiner Sicht, der Politologe Walter Kaspar, der versuchte, ausgehend von einem hypothetischen Nein zu Zwentendorf bei der Volksabstimmung am 5. November 1978, ein möglichst realistisches Folgeszenario zu entwickeln.* Um zu zeigen, wie schnell die Situation in ihr Gegenteil hätte kippen können, konstruiert er folgende leicht veränderte Ausgangssituation: »Nehmen wir einmal an«, schreibt er, »Bruno Kreisky hätte in seinem letzten Fernsehinterview vor der Volksabstimmung, in dem er noch einmal die Gelegenheit wahrnahm, die Wähler im Sinne seines Wunschergebnisses zu beeinflussen, nicht die rührende Geschichte von seiner Begegnung mit diesem intelligenten, verantwortungsbewussten Maturanten der HTL Bregenz erzählt, dessen Haltung er als beispielhaft darstellte, vielleicht hätte sich dann eine ausreichende Anzahl Vorarlberger anders entschieden und Zwentendorf wäre nie ans Netz gegangen.«

Ich erschrak, als ich das las. Auch damals, als ich das Interview im Fernsehen sah, war ich blass geworden, denn ich wusste sofort, dass Kreisky nur mich gemeint haben konnte. Zum Glück nannte er meinen Namen nicht. Er sprach nur von meiner Herkunft, und das aus gutem Grund, denn er wusste genau, wie wenig die Vorarlberger von Zwentendorf hielten. Einen von ihnen positiv herauszuheben, wird er gedacht haben, kann nicht schaden. Und dann zitierte er sogar einen Satz aus meinem Leserbrief, der einige Monate vorher in den Vorarlberger Nachrichten erschienen war. Den Zeitungsausschnitt, das einzige Exemplar des Briefes, das ich besaß, hatte ich Kreisky ja mitgegeben, deshalb musste ich jetzt ins Archiv gehen, um nachzulesen, was genau ich damals geschrieben hatte. Seit ich es weiß stelle ich mir die Frage, ob es tatsächlich möglich wäre, dass meine Worte, oder besser, meine Worte aus dem Mund Bruno Kreiskys, der Geschichte einen anderen Verlauf gegeben haben. Und was noch wichtiger ist: Gesetzten Fall, man könnte diesen Effekt nachweisen, wäre ich dann mit verantwortlich für all das, was passiert ist? Diese Gedanken jagen mir einen kalten Schauer über den Rücken. Ein nicht nur unangenehmes Gefühl, das gestehe ich ohne zu

zögern ein. Rein rechtlich gesehen besteht ja keine Möglichkeit mich anzuklagen. Auch moralisch teile ich mir die Verantwortung mit knapp mehr als 50% der Österreicher. Zumindest was das Ja zu Zwentendorf angeht und all die Konsequenzen, die im Szenario Walter Kaspars so eindrücklich beschrieben sind. Warum sollte ich mich also wehren gegen dieses erregende Gefühl, ich wäre wenigstens einmal in meinem Leben nachweislich in einen historischen Vorgang verwickelt gewesen, der das Weltgeschehen in eine ganz bestimmte Richtung zwang.

Natürlich lag Kaspars Fokus auf der Innenpolitik, ein Thema, mit dem ich mich schon lange nur mehr widerwillig beschäftigte. Dennoch finde ich seine Thesen bemerkenswert, vor allem, weil ich sie nicht als verbrämt ideologisch oder übertrieben spekulativ empfinde. Am Beginn seiner Ausführungen steht folgender Gedanke: Hätte Kreisky die Volksabstimmung verloren, was bei einem Nein der Fall gewesen wäre, dann hätte er die Nationalratswahl 1979 deutlicher gewonnen, vermutlich sogar erneut mit absoluter Mehrheit. Kaspar erklärt diesen Effekt eher psychologisch als politisch: »Genauso wie sich die Wähler für die Pro-Zwentendorf-Abstimmung an Kreisky mit dem Entzug der Absoluten quasi rächen, hätten sie ein Abstimmungsergebnis *gegen* Zwentendorf mit einem deutlichen Votum *für* ihn bei der Nationalratswahl wieder gut machen können.« Folge: Kreisky hätte 1979 keinen Grund gehabt, zurück zu treten und damit Hannes Androsch nicht die Möglichkeit gegeben, sein Nachfolger als Kanzler in einer Koalition mit der FPÖ zu werden, mit allen daraus folgenden, sattsam bekannten politisch-atmosphärischen Erscheinungen.

Den Grünen teilt Kaspar in der von ihm skizzierten »möglichen Welt« eine ganz besondere Rolle zu. Anders als in der realisierten Welt, »hätten sie nicht nur die eine Seite eines heillos radikalisierten politischen Spektrums repräsentiert und ihr Selbstverständnis lediglich aus dem destruktiven Anrennen gegen einen festungsartig verteidigten Kraftwerkskoloss, sowie aus dem Straßenkampf gegen die Neofaschisten beziehen müssen. Bei einer Ablehnung Zwentendorfs hätte nämlich mit hoher Wahrscheinlichkeit die pazifistisch-feministische Fraktion die Oberhand in der Bewegung gewonnen und nicht die militante »Green Guerilla«, was zum Einsatz von weicheeren Methoden bei der Umsetzung politischer Ziele geführt hätte und damit sicher zu mehr Akzeptanz in der Bevölkerung.« Die tödlichen Ereignisse vom 21. Dezember 1984 in der Hainburger Au verwandeln sich in Kaspars Szenario folgerichtig von einem »blutigen Debakel« in einen »weiteren Meilenstein auf dem Weg zu einer demokratiepolitischen Revolution.« Die vorherrschenden Schlagwörter hätten dann nicht »Uranenre-

publik« und »Atomfaschismus« gelaute, sondern einfach Natur- und Artenschutz, »Themen, auf die sich vermutlich eine breite Mehrheit schon damals ohne Mühe hätte einigen können.«

Ich wiederhole die Frage: Kann es sein, dass der Leserbrief eines neunzehnjähriger HTL-Schülers den Lauf der Geschichte ändert? Bisher glaubte ich nicht daran, dass der Flügelschlag eines Schmetterlings auf der einen Seite der Erde einen Orkan auf der anderen Seite verursachen kann. Ich glaube auch immer noch, dass jedes Chaos seine Grenzen hat und dass die meisten Wirkungen sich mit dem größer werdenden Abstand zu ihrer Ursache im Kampf gegen andere Wirkungen quasi aufreiben. Aber was ist, wenn verstärkende Ereignisse hinzu kommen, zum Beispiel eine zufällige Begegnung mit einer einflussreichen Persönlichkeit und eine Volksabstimmung, bei der es knapp hergeht? Dann könnten die harmlosen Wellenkreise eines ins Meer geworfenen Kieselsteins vielleicht doch eine Monsterwelle auslösen. Oder anders gesagt: Ein einziger Satz könnte dann Ausgangspunkt einer verhängnisvollen Kettenreaktion werden, an deren Ende der Mord an Bruno Kreisky steht.

Die Idee für den Leserbrief kam übrigens von unserem Deutschlehrer. Er sagte, schreibt alle einen kurzen Aufsatz für oder gegen das AKW, und denjenigen, der für mich am überzeugendsten klingt, schicke ich an die Redaktion der VN. Stilistisch hatte ich gute Chance, der beste zu sein. In den technischen Details waren andere beschlagener als ich. Deshalb suchte ich nach einer originellen Form und fand sie in der Frage: Was wäre, wenn? Die echten Revolutionen auf dieser Welt, schrieb ich sinngemäß, gehen doch immer Hand in Hand mit technischen Errungenschaften. Doch was wäre, wenn der Kompass, die Druckerpresse, die Glühbirne, die Dampfmaschine, der Verbrennungsmotor, das Telefon, der Halbleiter und und und zwar erfunden worden, aber nicht in Betrieb gegangen wären? Was wäre, wenn man auf die Warner gehört hätte, die immer sofort auf den Plan treten und wollüstig in der Prophezeiung eines möglichen Weltuntergangs schwelgen. Genauso habe ich es natürlich nicht formuliert, aber so habe ich es gemeint, so meine ich es im Grunde heute noch, wobei der Untergang durchaus seinen Reiz hat, das gebe ich zu, aber wichtiger ist für mich doch das Vertrauen in die Robustheit des Lebens und in den unaufhaltsamen Prozess der Zivilisation.

Zwentendorf verschwand auch nach dem Abflauen der »Green-Guerilla-Angriffe« auf das Kraftwerk nie aus den Schlagzeilen. Immer wieder hörte man von Störfällen, nach Tschernobyl mehr denn je. Den größten Wirbel gab es in der Folge des 17. Juli 1992, als zwei Arbeiter bei Revisionsarbeiten im Reaktorsumpf, jenem Auffangbecken im Keller, das im

Ernstfall austretendes radioaktives Wasser aufnehmen soll, erstickten, weil sich dort das Edelgas Argon angesammelt hatte. Es handelte sich um einen Unglücksfall, der nichts mit dem eigentlichen Kraftwerkskreislauf zu tun gehabt habe. Ursache soll eine defekte Pumpe gewesen sein, die das geruchlose und ungiftige aber die Atemluft verdrängende Gas, das bei Schweißarbeiten angefallen war, normalerweise abgesaugt hätte. Das sagte der Pressesprecher des Kraftwerks ein paar Tage danach, aber der wurde ja bekanntlich fürs Lügen bezahlt. Ich beteiligte mich kaum an den heftigen Debatten, die sich sofort entzündeten. Ich fühlte mich irgendwie schlecht, weil es zu den beiden Toten im Kraftwerk auch noch Verletzte bei den folgenden Kämpfen vor dem Kraftwerk gegeben hatte, darunter jene damals dreiundzwanzigjährige Studentin, die heute Vorsitzende der Grünen ist. So kann's gehen.

Als Zwentendorf nun abgeschaltet wurde, spürte ich, wie eine Last von mir abfiel. Zeichen, dass meine Haltung doch Spuren hinterlassen hatte. Und seit ich Walter Kaspars Szenario gelesen habe, in dem ein Österreich ohne die Erbsünde Zwentendorf geschildert wird, weiß ich, dass sich tatsächlich so etwas wie Schuld auf meiner Seele abgelagert hat. Bei Tschernobyl war ich voll bei den Leuten. Über Fukushima brauchen wir gar nicht zu reden. Aber Zwentendorf hatte ich irgendwie abgespaltet. Auch meine Begegnung mit dem Bundeskanzler war mir regelrecht entfallen. Erst Kaspars Essay zwang mich dazu, über meine Rolle nachzudenken, die ich im Zusammenhang mit seinem persönlichen Schicksal spielte.

Die Begegnung fand im Sommer 1978 in Bad Wörishofen statt. Ich hatte dort eine Freundin namens Brigitte. Um ihr nahe zu sein, nahm ich einen Job bei einer Reinigungsfirma an und putzte ein paar Wochen lang die Schaufenster der Fußgängerzone dieser Kleinstadt im bayerischen Allgäu, in der irgendwann Pfarrer Kneipp gelebt und gewirkt hatte. Es war morgens um sechs, (ich fing immer früh mit der Arbeit an, damit ich Brigitte von der Schule abholen und mit ihr später ins Schwimmbad gehen konnte), als ich Bruno Kreisky traf, der sich gerade zur Kur dort aufhielt und zu dieser Stunde seinen Morgenspaziergang absolvierte. Treffen ist übrigens genau das richtige Wort, denn meine panische Angst vor Spinnen hatte dazu geführt, dass ich meinen Gummiabzieher, auf dem ich plötzlich eines dieser ekelhaften Viecher hocken sah, mit einer reflexartigen Bewegung weit von mir schleuderte, und zwar genau in die Richtung, aus der sich Kreisky näherte. Zuerst reagierte er misstrauisch, dann aber, als ich mich bei ihm entschuldigt hatte, beruhigte er sich schnell wieder, zumal ihn mein Putzgerät nur am Arm gestreift hatte. Und als ich dann sagte: »Jetzt hätte ich aber fast meinen

Bundeskanzler gekillt«, ich hatte ihn ja sofort erkannt, da war der Bann gebrochen. Wir redeten eine Weile lang über dies und das. Ich fachsimpelte zum Beispiel über meine Beobachtung, dass auf den Schaufenstern von Juwelieren die hartnäckigsten Abdrücke von Fingern und Händen zu finden seien und auf denen von Spielwarengeschäften vor allem die fettigen Spuren von Kindernasen. Irgendwann glaubte ich ihm erklären zu müssen, dass ich diese Arbeit nur als Gelegenheitsjob machte und eigentlich angehender Elektroingenieur sei, was unser Gespräch schließlich auf das Thema Energie und aus aktuellem Anlass auf die friedliche Nutzung der Kernenergie brachte. Ich weiß zwar nicht mehr, ob er es war, der mich zuerst nach meiner Meinung zu Zwentendorf befragte, oder ob ich ihm in vorauseilendem Gehorsam mein Ja bei der Abstimmung versprach, kann mich aber daran erinnern, dass er mich für meine Vernunft und meine Weitsicht lobte und seine Hoffnung zum Ausdruck brachte, meine Freunde und alle anderen, die ich kannte, würden ebenso abstimmen wie ich. Ich war wie berauscht. Überwältigt von Stolz und Respekt. Hätte er mir seinen Ring her gehalten, ich hätte ihn geküsst. Stattdessen hielt ich ihm den Zeitungsausschnitt mit dem Leserbrief hin, den ich immer bei mir trug. Als Beweis dafür, dass ich ihm nicht vor lauter Ehrerbietung nach dem Mund redete, sondern mir schon vorher eine Meinung gebildet hatte. Während er den Brief überflog, forschte ich in seinem Gesicht, das mir vertrauter erschien als das meines Vaters, nach einer Redaktion. Ich glaubte, ihn lächeln zu sehen, und hoffte, es wäre ein anerkennendes und kein geringschätziges Lächeln. Die Tatsache, dass er mich bat, den Ausschnitt mitnehmen zu dürfen, deutete auf ersteres hin. Meine Begegnung mit Kreisky und die Übergabe des Lesebriefs könnten also, will man Walter Kaspar Glauben schenken, das Abstimmungsergebnis entscheidend beeinflusst haben. Bei einem Überhang von lediglich 0,11 Prozent Pro-Zwentendorf-Stimmen eine zulässige Spekulation. Sollte es aber tatsächlich so gewesen sein, dann hätte ich zudem Einfluss auf ein anderes wichtiges Ereignis gehabt, von dem Kaspar in seinem Essay gar nichts erwähnte. Ich wäre dann nämlich mit verantwortlich für die Ermordung Kreiskys etwa acht Jahre später in Stockholm gewesen.

Wie komme ich zu dieser Behauptung? Ganz einfach: Kreisky wäre, wie schon gesagt, 1979 nicht zurück getreten, hätte sich also nicht drei oder vier Jahre später ein Haus etwas außerhalb der schwedischen Hauptstadt gekauft, und das Ehepaar Kreisky hätte deshalb mit großer Wahrscheinlichkeit nicht am 28. Februar 1986 zusammen mit dem schwedischen Ministerpräsident Olof Palme und seiner Gattin Lisbet die Premiere des Films »Die Gebrüder Mozart« von Suzanne Osten im »Kino Grad« im Zentrum Stockholms besucht. Und

deshalb wäre das, was heute jedes österreichische Kind in der Schule lernt, schlicht nicht geschehen.

Es gibt wohl wenige Menschen in unserem Land, die den Tathergang nicht schon einmal mit Schauern oder wenigstens interessiert nachvollzogen haben. Dennoch kann es nicht schaden, ihn noch einmal in Erinnerung zu rufen: Die Ehepaare Palme und Kreisky verlassen das Kino und beschließen, zu Fuß zur U-Bahn zu gehen. Die Leibwächter haben frei. Olof Palme und Bruno Kreisky sind bekannt dafür, permanente Bewachung abzulehnen bzw. die Gefahr, in der sie schweben, zu ignorieren. Eine Gefahr, die auf der gegenüberliegenden Straßenseite auf sie lauert. Dort setzt sich der Mann in Bewegung, der entschlossen ist, sein wahnwitziges Vorhaben umzusetzen, obwohl die Palmes nicht allein aus dem Kino kommen, wie er es vermutlich erwartet hat, sondern in Begleitung eines älteren Ehepaars, das er nicht kennt. Er folgt ihnen, wechselt vor dem Eingang zur U-Bahn Station die Straßenseite und feuert aus etwa acht Metern Entfernung den ersten Schuss ab. Als er sieht, dass nicht Palme, sondern der ältere bärtige Herr, der in diesem Moment kurz zur Seite getreten und damit in die Schusslinie geraten war, zusammenbricht, nähert er sich der Gruppe bis auf fünf Meter und feuert ein weiteres Mal. Da sich nun alle bereits in geduckter Haltung befinden oder sich auf den Boden geworfen haben, geht die zweite Kugel daneben. Ein Passant, der sofort die Verfolgung des flüchtenden Täters aufnimmt, verliert ihn nach ein paar hundert Metern aus den Augen. Palme leistet seinem Freund Kreisky erste Hilfe, doch der stirbt noch am Unglücksort.

Es gibt unzählige Theorien, wer dieses Attentat warum und in wessen Auftrag verübt haben könnte. Das Verbrechen ist bis heute nicht aufgeklärt. Erwiesen scheint zu sein, dass beide Schüsse Palme galten. Kreisky stand nur im Weg. Was nichts daran ändert, dass in Österreich seit mehr als 25 Jahren darüber spekuliert wird, wer seinen berühmtesten Politiker auf dem Gewissen haben könnte. Jeder hat vermutlich die Namen Christer Pettersson und Victor Gunnarsson schon einmal gehört, jeder kennt die Vermutungen, wonach der amerikanische Geheimdienst, die PKK, die RAF, die berühmte italienische Loge P2, die faschistische Organisation WACL oder gleich alle zusammen etwas mit dem Anschlag zu tun haben. Immer wieder berichten die Zeitungen von mysteriösen Todesfällen dort, wo sich gerade eine neue Spur aufgetan hat. Letzten Meldungen zufolge soll sogar der Tetra-Pak-Erbe Hans Rausing in die Sache verwickelt gewesen sein. Darauf, dass ich es war, der Kreisky seinem Mörder quasi in die Arme getrieben hat, ist natürlich noch niemand gekommen. Auch nicht die von den schwedischen und österreichischen Behörden am Tag nach dem Mord eingerichtete

polizeiliche Sonderermittlungsgruppe, bei der auch heute noch im Schnitt fünfzehn Hinweise pro Woche eingehen. Um mich selbst zu trösten, könnte ich sagen: Du hast nicht den Mord an Bruno Kreisky begünstigt, sondern Olof Palme gerettet und damit viel Gutes möglich gemacht. Ohne seine Vermittlung wäre es sicher nicht zu diesem langanhaltenden Frieden im Nahen Osten gekommen. Ich erinnere auch an die Begegnung zwischen US-Präsident Al Gore und Vertretern der al-Quaida im Kreisky-Memorial-Center in Stockholm im Februar 2001, (nicht zufällig angesetzt am 25. Todestag Kreiskys), die auf Initiative des zu diesem Zeitpunkt bereits schwer kranken Palmes stattfand. Der Sinn dieses Treffens ist zwar bis heute umstritten, aber wenn Palme es gut fand, wird es schon seine Richtigkeit gehabt haben. Und wenn Kreisky es damals gut fand, dem Wahlvolk den letzten Satz meines Leserbriefs quasi als Motto mit auf den Weg zur Abstimmung zu geben, dann ist das für mich auch ok. Wenngleich der Satz irgendwie naiv, anmaßend und pathetisch klingt, wie ich finde. Aber was soll's, hier ist er: »Ich habe die Hoffnung«, schrieb ich, »durch meinen kleinen Beitrag, etwas Großes zu bewirken.«

**Walter Kaspar. Nein danke! Ein Szenario ohne Zwentendorf. In: Crone Magazin, Nr. 745, Jg. 15, S. 24 bis 34*



2 AMÖßEN
LEBEN
WEREN
GEßEN
LEßEN

2^{IN} WEINREßEN, EßEN, ..

MM 9.7.2012
S

Marzipan aus Marseille

Der Gedichtband
»Marzipan aus Mars-
eille« erscheint im
Jänner 2013 im Czer-
nin Verlag.

Auf nach Hoxton!

Das wollte ich dir schon lange sagen:
In London, wo wir noch vor ein paar Tagen
waren
It was wonderful!
Da sahen wir doch diesen roten zweistöckigen
Bus
Aus dem heiße Musik dröhnte
Und in dem sich ca. 50 blutjunge Mädchen
befanden
Die waren halbnackt und manche von ihnen
Tanzten ekstatisch im oberen Stockwerk
Und unten war auch die Hölle los
Im langsam fahrenden Bus
Das werde ich nie vergessen
Ich küsse deinen Bauch, du altes dickes
Mädchen

Irgendwann wird dein Blut nicht mehr fließen
Äh, ich meine: durch deine Adern rauschen
Dann werden meine Tränen fließen
Aber viel wahrscheinlicher ist
Dass du mich überlebst
Denn dir liegt das Leben im Blut
Und das wiederum tut mir dermaßen gut
Dass auch ich ganz schön alt werde
Dank deiner Gegenwart
Das kannst du mir glauben
In alle Ewigkeit sage ich: Thanks

Schade, dass es nicht regnet –
Weißt du noch?
Und weil es schon so lange zurück liegt:
Wo ist Hoxton?
Wo ist Hoxton?
Wo ist Hoxton?
Hoffentlich liegen wir bald wieder
Zusammen im Bett
Und draußen regnet es
Und du sagst zu mir:
Bald gehen wir nach Hoxton
Und dort bleiben wir dann eine Zeitlang

Ich weiß auch nicht
Aber du hast es sowieso lieber
Ich zeige dir meine Liebe
Anders...
Jedoch irgendwann werde ich
Das ultimative Liebesgedicht dichten
Für dich
Nur für dich
(Und für die ca. 50 Mädchen im Bus)

Schiefes Nachtgebet

Warum sitze ich denn nicht viel öfter
Völlig nüchtern an einem Tisch
Und dichte
Dass sich die Tischplatte biegt?
Ich weiß es nicht
Die Sterne sind weit weg
Die Stolpersteine nah
Von den Papiertaschentüchern
Ganz zu schweigen
Der Kübel hat ein Loch
Der Tisch wackelt
Und im Traum spucke ich
Auf jeden Hosenschlitz
Sage ich jetzt
Völlig blutverschmiert an einem Tisch
Unter dem die Fisch
Schwimmen machen wie die Blöden
Die dummen stummen Fischen
Amen

Alfred und Manfred

Für Alfred und Manfred

Aus der Zeitung erfuhr ich
Dass die beiden Toten
Bei einem Unfall
Alfred und Manfred hießen
Was mich dermaßen belustigte
Dass ich mich fast totgelacht hätte

Dass die beiden Toten
Alfred und Manfred hießen
Ausgerechnet Alfred und Manfred
Fand ich zum Schießen

(Und somit will ich
Dieses wunderbare Gedicht hier
In dieser wunderbaren Sprache hier
Zwei Freunden widmen
Die Alfred und Manfred heißen
Mit denen ich vor kurzem Bier trank
Während wir Fußball schauten)

Paris und Nantes

»De joie, je prenais une expression
bouffonne et égarée au possible«
Las ich bei Arthur Rimbaud
Verstand Bahnhof
Und dachte:
Nichts gelernt in der Schule
Die Chancen verpasst
Und so weiter
Alles was weh tut
Wandle ich um
In Morde zum Beispiel
Unaufgeklärte Morde
Anstatt dass ich mich in den Zug setze
Und nach Nantes fahre –
Reisetipp von André Breton:
»Nantes: außer Paris vielleicht die einzige
Stadt
Frankreichs, wo ich den Eindruck habe,
dass mir irgendetwas, was der Mühe wert ist,
begegnen kann...«
In Paris war ich schon oft
In Nantes noch nie

Das wollte ich immer schon tun

Der Mann
Der mir im Weg gestanden war
Als ich aus der U-Bahn aussteigen wollte
Der vor der Tür stand
Als gäbe es nur ihn
Der einsteigen wollte
Und keinen
Der aussteigen wollte –
Wie ich diese Menschen hasse
Die wie die Ölgötzen vor den Türen stehen
Bei der U-Bahn
Straßenbahn
Beim Bus...
Es reichte mir endgültig
Ich stieg nicht aus
Fuhr mit dem Mann mit
Verfolgte ihn
Bis sich die Gelegenheit ergab...
Ich ließ ihn dumm sterben
Er hatte nichts anderes verdient

Kurz nach der Landung

In der Bleibtregasse in Berlin
Dachte ich an meine Frau in Wien
Sagte immer wieder vor mich hin:
Bleibtregasse, Bleibtregasse,
Bleibtregasse – das ist eine Art
Fischers Fritz, dachte ich und
Musste an ihren neuen Freund denken
Den sie beim Tanzen kennen gelernt hat
Einen jungen hübschen Mann aus Haiti
Der jetzt in Wien Schweißer ist und
Der zu ihr den schönen Satz gesagt hat:
»Ich schau bei den Menschen
Nicht auf die Physik, sondern in die Herz«
Die nächste Station hieß Uhlandplatz
Wenn ich mich recht erinnere

Ein ernstes Wort ins Ohr des Dichters

In der Suppe schwimmt ein Huhn
Es wird genannt das Suppenhuhn
Sein Name ist Mathilde
Es liest gern Oscar Wilde

Auf dem Misthaufen sitzt ein Hahn
Er wird genannt der Misthaufenhahn
Sein Name ist – ich weiß es nicht
Und was er liest: keine Ahnung

Im Bücherregal sitzt ein Küken
Es wird genannt das Bücherregalküken
Es hat keinen Namen
Denn es ist noch viel zu klein

Suppenhuhn, Misthaufenhahn und
Bücherregalküken – sehr lustig!
Dichter, sei ernsthaft
Es gibt schon genug, die lustig sind

Die Verwandlung

Ich schreibe natürlich weder
mit einer Feder
noch mit einer Schreibmaschine
aber auf einmal

tro
pft
es

aus meiner Rotznase
auf den PC
und sofort
sehe ich
mich nackt
auf einer
leuchtenden
Straße aus
goldenem
Licht
schwimmen
Richtung
untergehender
Sonne

Flotter Dreier am Vormittag

Kaum ist sie aus der Wohnung
gehe ich wieder ins Bett
mit einem Apfel und einem Buch

Erhebender Rundblick

Ich will nicht in
die Tiefe gehen
lieber in die Höhe
um von dort
ins Tal zu jodeln
zu spucken
oder gar zu p

i
n
k
e
l
n

*(»Wir sind hier auf Erden, um herumzufurzen.
Lasst euch bloß von niemandem was anderes
erzählen.« –
Kurt Vonnegut, übersetzt von Harry Rowohlt)*

Die schöne Rache

Sehe ich
einen schönen
Nacken
will ich schön
in ihn
hineinhacken
in eine
schöne Sprache

Faire Isle

Lise Sinclair singt so schön
ich könnte heulen
immer wieder höre ich
ihre CD
die sie mir geschenkt hat

Lise lebt auf einer Insel
einer Shetland-Insel
ca. 70 Menschen leben dort
darunter ihr Mann
und ihre Kinder

Sie singt so schön
in den Liedern geht es
oft ums Meer
die Sehnsucht ist groß
man könnte verrückt werden

»Das Leben ist
zum Verrücktwerden schön.
Nicht dass es das wäre,
aber ich sehe es so.« –
Bohumil Hrabal

Nicht dass sie da wäre
aber ich höre ihre Stimme
sie singt so schön
wir werden uns wahrscheinlich
nie wieder sehen

Herbst, alle Jahre wieder

Für Ban'ya Natsuishi und Sayumi Kamakura

1996
Ich gehe in den Park
Sammle Blätter ein
Fülle sie in zwei Müllsäcke
Und nehme sie mit nach Hause

Zu Hause verteile ich
Die Blätter auf dem Boden
Meines Wohnzimmers
Und mache mir einen Tee

2003
In den Park gehen
Blätter einsammeln
In Müllsäcke füllen
Mit nach Hause nehmen

Auf dem Boden
Des Wohnzimmers
Die Blätter auslegen
Tee machen

2009
Wohnzimmerboden
voller Herbstblätter
Tee trinken

Tod im Gesicht
Für Max Sessner

Das Mädchen
 eine Augenweide
 kurzer Rock, lange Beine
 ich lebte auf

Eine kleine Fliege
 kam meinem Auge
 zu nahe, sofort
 schnappte es zu

In der Folge verlor ich
 das Mädchen aus den Augen
 in meinem rechten Auge
 starb ein Tier

Ich spare auf ein neues Messer

Die Jungen überholen mich
 sie lachen gern
 sind so viel professioneller als ich
 sehen auch besser aus
 geben lange Interviews
 treten im Fernsehen auf
 dürfen sogar Hörbücher machen
 (wo doch auch ich so gut lesen kann:
 »Ihr Buch war ein glatter Fehlkauf«
 sagte die alte Dame nach der Lesung
 zu mir, »aber jetzt, wo ich Sie
 gehört und gesehen habe:
 Werden Sie doch Schauspieler!«) –
 Letzte Woche habe ich vom Verlag
 die Abrechnung für 2009 erhalten
 von meinem Buch Pfeil im Auge
 (erschieden Herbst 2008)
 wurden 6 Stück verkauft
 (3 in Österreich, 3 in Deutschland)
 mein Autorenhonorar beträgt € 11,71
 das Geld wird in nächster Zeit
 auf mein Konto überwiesen
 Wenn das mein Sohn (15) erfährt
 lacht er mich wieder aus

Schade, dass wir nie zusammen saßen...

Für Johann August Bisinger

An einem sonnigen Nachmittag sitz ich
Am 12. August 2010
In Wien bei einem Bier
Und lese bei Gerald Bisinger
Dass er am 12. August 1994
Irgendwo in Bratislava saß
Bei einem Wacholderbrand
Und ein Gedicht schrieb, das so beginnt:
»An einem sonnigen Nachmittag sitz ich...«

Schon wieder Jandl

Wie klein so ein Gedicht ist
verglichen mit
einem Film
einem Konzert
einer Ausstellung
einem Roman...

Dazu fällt mir was von Jandl ein
Moment, das schlage ich nach:

»ein roman ist eine geschichte
in der
alles zu lang dauert.
das ist ein roman.«

Das lasse ich einfach so stehen
unkommentiert

Papiertaschentücher

1

Auf der Brücke
Schnäuze ich mich
Werfe das Papiertaschentuch
In den Donaukanal
Schau ihm nach
Bis es nicht mehr zu sehen ist
Träume davon
Es erreicht Odessa
Durchhalten, Taschentuch!
Mach's gut, Rotz!

2

Ich schnäuze in das Papiertaschentuch
Umklammere es anschließend
In meiner Jackentasche mit der Hand
Faust I: Taschentuch
Faust II: Nix
(Was würde Goethe dazu sagen?)

3

Immer wieder, wenn ich
In ein Papiertaschentuch schnäuze
Denke ich an die Stofftaschentücher
Die ich als Kind verwendet habe
In die manchmal sogar
Meine Initialen gestickt waren
Oder die meines Vaters...
An die Indianer denke ich auch
Von denen ich als Jugendlicher gelesen habe
Dass sie sich über die Weißen wunderten
Die in kostbare Tücher schnäuzten
Um dann das Geschnäuz mit sich
herumzutragen
Als sei es etwas Wertvolles

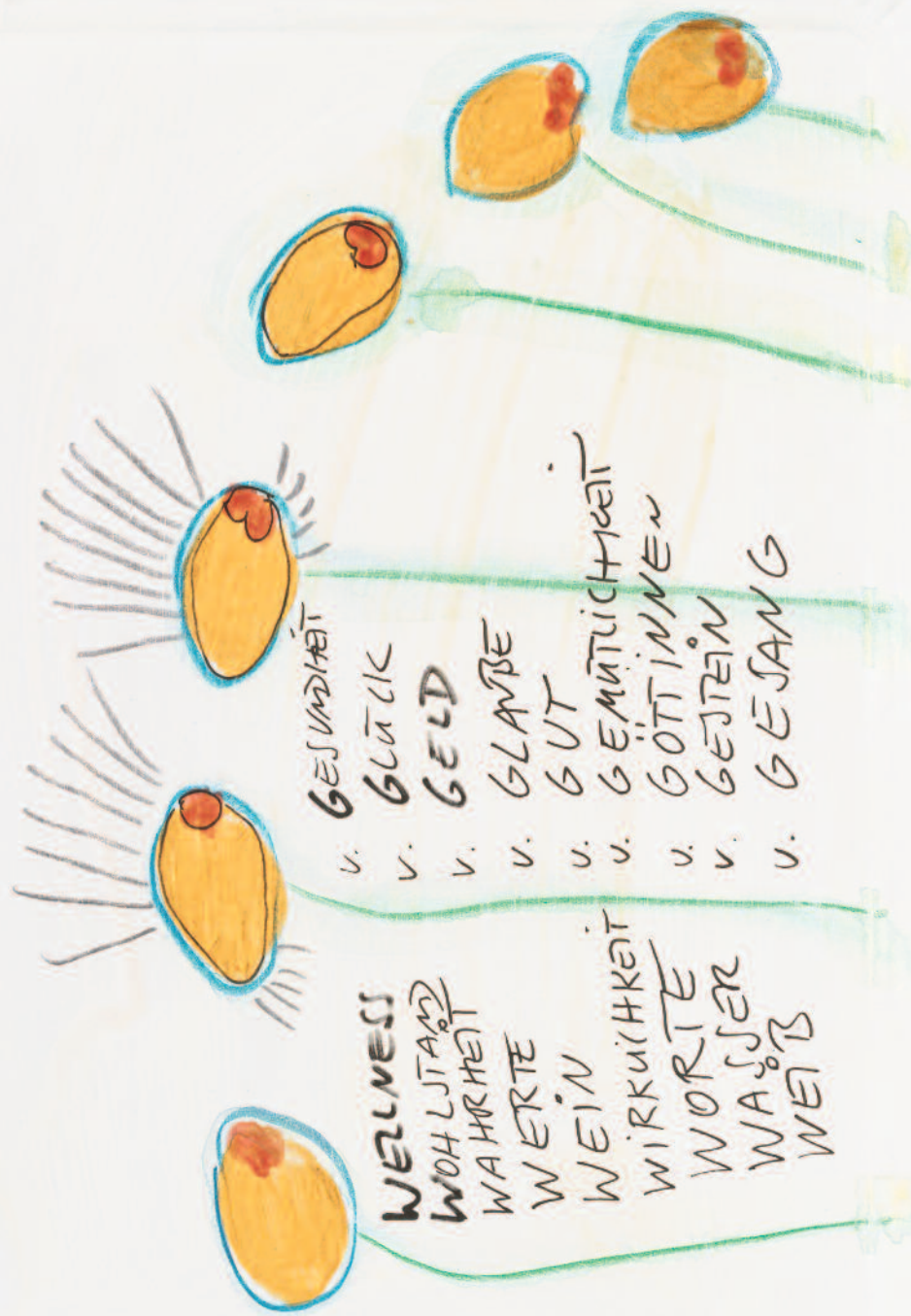
4

Immer wenn ich schnäuzen schreibe
Also schnäuzen mit eu (wie früher)
Nicht mit äü
Korrigiert das mein Computer
(So wie in Zeile 1 und 2)
Um ihn zu ärgern
Schreibe ich jetzt mehrmals
Hintereinander schnäuzen mit eu
(Ich weiß ja, wie das geht):
SCHNEUZEN
SCHNEUZEN
SCHNEUZEN
SCHNEUZEN

5

Ich nehme alle Papiertaschentücher
Aus der Packung
Und schreibe mit dem Kugelschreiber
Auf jedes einzelne
Die Buchstaben C und F

Christian Futscher
Geboren 1960 in Feldkirch, lebt seit 1986 in Wien, u. a. als Pächter eines Stadtheurigen. 1998 erfolglose Teilnahme am Bachmann-Wettbewerb in Klagenfurt, dafür 2006 Publikumspreis bei der Nacht der schlechten Texte in Villach. Gewinner des Dresdner Lyrikpreises 2008. Zahlreiche Bücher, zuletzt: *Nur Mut, kleiner Liebling; Zwei Herren, vier Daumen; Die Blumen des Blutes; Pfeil im Auge*; alle im Czernin Verlag, wo auch das neue Buch erscheinen wird: *Marzipan aus Marseille* (Frühjahr 2013);



WELNESS
WOHLSTAND
WAHRHEIT
WERTE
WEIN
WIRKUNG
WIRKUNG
WORTER
WASSER
WEISS

GESUNDHEIT
GLÜCK
GELD
GLAUBE
GUT
GEMÜTLICHKEIT
GÖTTINNEN
GESTERN
GESANG

MM
S 2012